Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 12 (1889)

Artikel: Die helvetische Armee und ihr Civilkomissär Kuhn im Kriegsjahr 1799
Autor: Wyss, F. v.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984860

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die helvetische Armee
und ihr Civilkommissär Kuhn
im Kriegsjahr 1799.

Von F. v. Wyß.

In dem schriftlichen Nachlasse des Berners Abrah. Friedr. Kuhn, der in den Räthen der helvetischen Republik eine sehr hervorragende Rolle gespielt hat, befinden sich zahlreiche Originalaktenstücke und Entwürfe zu eigenen Schreiben und Berichten, die sich auf seine Thätigkeit als mit großer Vollmacht ausgerüsteter Civilkommissär bei der helvetischen Armee von April bis Juni 1799 beziehen[1]). So viel auch schon über diese Zeit der schwersten Bedrängniß, welche die Schweiz wohl je durchgemacht hat, geschrieben und publizirt worden ist, mag doch eine Mittheilung aus diesen Papieren, namentlich dem sehr einläßlichen, mit großer Offenheit geschriebenen Bericht, den Kuhn dem helvetischen Direktorium über seine Wirksamkeit und seine Erfahrungen erstattet hat, immer noch Interesse finden. Zürich ist bei den Ereignissen jener Tage ganz besonders nahe betheiligt, und schaden kann es nichts, aus dem Munde eines entschiedenen und tüchtigen Anhängers der helvetischen Einheit in authentischer Weise zu hören, wie

---

[1]) Diese Schriften sind sämmtlich nach Kuhn's Tod in den Besitz meines sel. Vaters, Bürgermeister David v. Wyß, gelangt.

in Wirklichkeit der damalige Zustand beschaffen war. Auch in persönlicher Hinsicht ist die nähere Kenntniß der Art und Weise, wie Kuhn seine schwierige Aufgabe erfüllt hat, nicht ohne Werth. Sie gibt ein Bild des Mannes, der unter den bedeutenderen Anhängern der helvetischen Republik einer der Besten war, und verdient um so eher aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden, als Kuhn's Leben noch keine einläßlichere Darstellung gefunden hat[1]), und als selbst die eingehenderen Geschichtserzählungen jener Tage seine Leistungen für die helvetische Armee kaum erwähnen[2]). Zu besserem Verständniß mag über die Persönlichkeit von Kuhn hier noch Einiges gesagt werden.

Er war Sohn des Pfarrers in Grindelwald, Friedrich Kuhn, Bürger's der Stadt Bern, und wurde im September 1762 geboren. In der kräftigen Gebirgsluft aufgewachsen, behielt er, wie seine späteren, in Höpfner's Magazin aufgenommenen Abhandlungen über die Einwohner des Grindelwaldthales und Beobachtungen über die Gletscher zeigen, die Anhänglichkeit an die Wiege seiner Jugend. Nach sorgfältiger Erziehung wandte er sich in seiner Vaterstadt dem Rechtsstudium zu, und zwar mit solchem Erfolg, daß er 1791 zum Professor des vaterländischen Rechtes an der Akademie in Bern und zum Mitglied des Schulrathes, bald hernach auch zum Fürsprech vor dem souveränen Rath in Bern ernannt wurde. Man rühmte seine für jene Zeit seltenen Rechtskenntnisse,

---

[1]) Den besten Aufschluß und Anhalt gibt zur Zeit der Lebensabriß von Kuhn in der allgemeinen deutschen Biographie, Bd. 17, S. 336. Siehe auch die daselbst verzeichnete Literatur.

[2]) So Tillier's Geschichte der helvetischen Republik, Monnard's Geschichte der Eidgenossen, Bd. 3, Wieland's Geschichte der Kriegsbegebenheiten in Helvetien und Rhätien, Bd. 2. In der kürzlich erschienenen, reiches Detail enthaltenden Schrift von Frei, die helvetische Armee und ihr Generalstabschef von Salis-Seewis, ist Kuhn's nur beiläufig mit ungünstigem Seitenblick gedacht. Gerechteres Urtheil findet sich dagegen in Wilhelm Meyer's Leben des Feldmarschallieutenant Hotze, für welches die Kuhn'schen Papiere benutzt wurden. Siehe das. besonders S. 259.

die seine im Manuscript noch erhaltenen Vorlesungen reichlich bewähren, den hellen Blick, der in verwickelten Geschäften sich schnell zurecht fand, die geschickte Führung von Rechtshändeln und die uneigennützige dabei sich kund gebende Rechtschaffenheit. Diese in dem alten Bern erreichten Erfolge hinderten aber nicht, daß er, von den Ideen von Rechtsgleichheit und politischer Freiheit erfaßt, entschiedener Anhänger der neudemokratischen Grundsätze der französischen Revolution wurde; es mochte hiezu beigetragen haben, daß sein Geschlecht erst 1791 unter die Zahl der regimentsfähigen Geschlechter aufgenommen wurde. Da seine rücksichtslose Offenheit auch im Lehrvortrag diese Hinneigung zeigte, wurde ihm das Lehramt wieder entzogen. Er gehörte zu der Parthei, welche durch Umwandlung der Verfassung den Frieden zu erhalten suchte. Als der französische Angriff dann aber doch erfolgte, nahm er als Hauptmann an der Vertheidigung des Vaterlandes thätigen, tapferen Antheil, und es wird erzählt, daß er bei Neueneck eigenhändig mit dem Säbel einem Franzosen den Kopf gespalten habe. Nachdem das Loos entschieden, das französische Produkt der Einheitsverfassung der Schweiz aufgezwungen war, und es sich nun darum handelte, auf den Trümmern des bisherigen Staates sich so gut als möglich zurecht zu finden, ist begreiflich, daß an Leute wie Kuhn, der mit anerkannter Tüchtigkeit die Zuneigung zu den neuen Ideen verband, der Ruf zur Theilnahme an den Einrichtungen der Einheitsrepublik in erster Linie erging. Er entzog sich ihm nicht, obschon er mit der neuen Verfassung keineswegs einverstanden war und dem Redaktor derselben, dem Bürger Ochs, selbst bemerkt hatte, daß sie weder auf die Bedürfnisse und Mittel, noch den Nationalcharakter der Schweiz berechnet sei[1]). In den großen Rath der Republik gewählt, wurde er am 12. April 1798 einstimmig zum ersten Präsidenten desselben erkoren, freilich nur für kurze Zeit, da nach der damaligen Einrichtung für diese Stellung alle paar Wochen Wechsel eintrat. Er wurde nun eines der bedeutendsten

---

[1]) Amtliche Aktensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik, I, 506.

und thätigsten Mitglieder des großen Rathes, in welchem er — als Gesinnungsgenosse seiner Collegen Escher (von der Linth), Koch, Zimmermann, sowie der Senatoren Usteri, Lüthi, Pfyffer — in Reden, Anträgen, Berichterstattungen von Commissionen fortwährend mit Nachdruck und öfters auch mit Erfolg seine Stimme geltend machte. Ein bestimmter, in den oft so stürmischen Sitzungen sich nie verleugnender Charakter zieht sich durch alle diese Aeußerungen hindurch. Auf der einen Seite entschiedene und oft mit Schärfe und Heftigkeit geltend gemachte Ueberzeugung, daß das Einheitssystem trotz allen Widerstrebens eines großen Theiles der Bevölkerung voll und ganz durchgezwungen und der Föderalismus eifrig bekämpft werden müsse, da gegenüber den Gebrechen des früheren Zustandes nur auf diesem Wege das Heil zu finden und die Unabhängigkeit zu sichern sei[1]). Auf der andern Seite aber, bei aller Anerkennung, daß die französische Hülfe nicht zu entbehren sei, warmes Gefühl für nationale Selbständigkeit, Widerstand gegen die Mißhandlungen durch die französische Herrschaft[2]) und dann auch durch gründliche Kenntniß unterstützte stete Bemühung, den innern Zustand zu bessern und, was oft genug Noth that, mit Wahrung des Rechtes dem Terrorismus und der eigennützigen und rachsüchtigen Partheileidenschaft entgegen zu treten. So kann man der Fähigkeit und dem Charakter des Mannes Anerkennung und Achtung nicht versagen, auch wenn die einseitige, leidenschaftliche Heftigkeit gegen altgesinnte, föderalistische Gegner oft verletzenden Eindruck macht und man Mühe hat zu begreifen, wie ein so solid gebildeter Mann bei dem offenen Widerspruch, in dem seine naturrechtlichen, idealistischen Theorien mit dem wirklichen Zustand und dem Willen des überwiegenden Theiles des

---

[1]) Näher ausgeführt hat er diese Ansicht in seiner bekannten Schrift: „Ueber das Einheitssystem und den Föderalismus", Bern 1800.

[2]) Daher seine bezeichnende Aeußerung in der Sitzung des Großen Rathes vom 20. Juli 1799: „Schon lange bin ich überzeugt, daß wir in unserm Volk zu viel Oesterreicher, zu viel Franzosen und zu wenig wahre Helvetier haben." **Bullet. offic. VIII, 156.**

Volkes fortwährend standen, in seiner Ueberzeugung nicht wankend wurde. Als Unitarier mit fünf andern Gesinnungsgenossen durch französisches Machtgebot in den dem Föderalismus sich wieder zuneigenden Redingischen Senat aufgenommen, trug er am 17. April 1802 wesentlich zur Auflösung des letztern bei [1]) und erhielt bald hernach als Regierungscommissär bei dem Aufstande in der Waadt und dann als Minister der Justiz und Polizei während der in der ganzen Schweiz sich organisirenden großen aufständigen Bewegung eine schwere und undankbare Aufgabe. Als Mitglied der zur Mediation nach Paris berufenen Consulta mußte er erfahren, wie sein Einheitsideal von Napoleon mit überraschender Einsicht in die Bedürfnisse der Schweiz verworfen wurde, und es ist bezeichnend für Kuhn's festen und überzeugungstreuen Charakter, daß er, im Gegensatz gegen die meisten andern bisherigen Führer seiner Parthei, in die unerwartete neue Wendung der Dinge sich nicht fügen wollte und in bitterem Unmuth, ohne den Schluß abzuwarten, Paris verließ. An den öffentlichen Angelegenheiten nahm er von nun an keinen Theil mehr, zog sich auf den Anwaltberuf zurück, trug aber schwer an dem Zusammenbruch seiner politischen Ueberzeugung und verfiel, zugleich auch durch den Tod seiner Gattin in große Betrübniß versetzt, in Trübsinn, so daß er 1825 sein Leben in einer Anstalt für Gemüthskranke in Avenches beschloß.

Eine der wichtigsten Aufgaben, die Kuhn während der helvetischen Zeit zu erfüllen hatte, war seine Thätigkeit als Civilcommissär der helvetischen Armee, wozu er von dem Direktorium am 4. April 1799 ernannt wurde. Was er in dieser Stellung in dem damaligen Moment der großen Noth und Gefahr, in welche die helvetische Republik gerathen war, leisten sollte, geht zur Genüge aus der umfassenden Vollmacht hervor, mit der er ausgerüstet wurde. In einem an Kuhn gerichteten Billet sagt der Direktor Bay selbst, diese Vollmacht sei enorm und wäre erschreckend, wenn sie einem Andern als ihm ertheilt worden wäre. Der

---

[1]) Siehe Leben des Züricher Bürgermeister David von Wyß, I, 404.

Erlaß des Direktoriums vom 5. April, der gedruckt der Armee und den Behörden mitgetheilt wurde, sagt: „1. Dem Commissär ist in den Kantonen, wo die Truppen stehen, gänzliche und höchste Vollmacht für Alles gegeben, was Civil- und Finanzsachen betrifft. 2. Er ist beauftragt, die Civil- und Militärbehörden zu beobachten und der Regierung über Alles ohne irgend eine Rücksicht Rechenschaft zu geben. 3. Er soll alle Mißbräuche und Verschwendungen untersuchen und sie der Regierung anzeigen. 4. Er ist bevollmächtigt, in dringenden Fällen Diejenigen, die er von ihren Verrichtungen zu entfernen für nöthig erachtet, zu suspendiren oder selbst, wenn die Urgenz der Umstände es erfordert, provisorisch zu ersetzen. Jedoch wird er hievon sogleich das Direktorium benachrichtigen. 5. Er wird nach den Gesetzen vom 30. und 31. März alle Diejenigen bestrafen lassen, die sich weigern würden zu marschiren oder die sich den Anstalten der Regierung in Civil- oder Militärangelegenheiten widersetzen würden." Für das persönliche Zutrauen, das Kuhn genoß, ist dieser Erlaß ein starker Beweis, der um so mehr bedeutet, als Kuhn nicht zu den Partheigenossen von Laharpe gehörte, der damals im Direktorium die Hauptstimme führte. Seine Erklärung findet er in dem damaligen Zustand des Landes, über den zur Orientirung einige Worte hier Platz finden mögen.

Die schon seit November 1798 in Aussicht stehende Erneuerung des Krieges zwischen der französischen Republik und der Coalition von Oesterreich, Rußland und England war mit Anfang März 1799 zur Realität geworden. Eine französische Armee unter Jourdan hatte am 1. März im Elsaß den Rhein überschritten, und wenige Tage hernach, am 6. und 7. März, war es Massena, der die in der Schweiz stehende französische Armee befehligte, gelungen, die Oesterreicher aus dem von ihnen seit Oktober 1798 besetzten Graubünden zu vertreiben, und er wäre in Vorarlberg weiter vorgedrungen, wenn nicht Feldmarschalllieutenant Hotze durch seine Vertheidigung von Feldkirch diesem Erfolge ein Ziel gesetzt hätte. Glücklicher waren die österreichischen Waffen in Deutschland. Jourdan wurde von Erzherzog Karl in mehreren Treffen, zuletzt am

25. März bei Stockach so entscheidend geschlagen, daß er nach Paris zurückging und das rechte Rheinufer von den Franzosen geräumt wurde. Einfall der österreichischen Uebermacht in die Schweiz, wo Massena's Heer bedeutend geringer an Zahl war, mußte nun in den nächsten Tagen erwartet werden. Für die helvetische Republik, deren Schicksal von dem Glück der französischen Waffen abhing, stand nun Alles auf dem Spiele. Durch das ihr aufgezwungene Offensiv- und Defensivbündniß mit Frankreich vom 19. August 1798 hatte sie sich gebunden, wenn sie von der französischen Republik im Fall eines Krieges zur Mitwirkung aufgefordert werde, ebenfalls mit in Krieg zu treten, und ein daran sich anschließender Vertrag vom 1. Dezember 1798 legte ihr die spezielle Verpflichtung auf, ein durch freie Werbung zu bildendes, 18,000 Mann nicht übersteigendes Hülfscorps, das gemeinsam mit den Franzosen fechten und in französischem Solde stehen sollte, zu errichten.

Eigene Kriegserklärung gegen Oesterreich, worauf das Direktorium im März 1799 wiederholt angetragen hatte, wurde zwar von den Räthen verworfen, und nur zur Vertheidigung des Landes sollten die helvetischen Waffen gebraucht werden. Aber von Neutralität konnte doch keine Rede sein. Mit den Franzosen vereint mußte die Vertheidigung geführt werden, und die im Innern des Landes beständig neu auftauchenden und mit Mühe niedergeschlagenen Aufstandsversuche zeigten zur Genüge, daß mit der Vertreibung der Franzosen aus der Schweiz zugleich auch der Zusammensturz des neuen Gebäudes erfolgen würde. Dem seit November des vorigen Jahres mit großer Vollmacht versehenen, diktatorisch auftretenden Direktorium mußte Alles daran liegen, dem französischen Heere die volle Wehrkraft des Landes zur Unterstützung an die Seite zu stellen. Große Schwierigkeiten traten aber dieser Bemühung in den Weg. Die Werbung für das Hülfscorps von 18,000 Mann hatte nur geringen Erfolg. Die Furcht, zum Eintritt gezwungen zu werden, trieb ganze Schaaren junger Leute zum Lande hinaus, und es begann in Deutschland die Bildung eines Corps Ausgewanderter, das an der Seite der Oesterreicher kämpfen wollte. Neben der Legion, einer stehenden helve-

tischen Truppe von damals noch bloß ca. 1500 Mann, sollte eine Milizarmee, bestehend aus einem sogenannten Eliten- und einem Reservecorps, gebildet werden, für die aber unter theilweise großem Widerstreben der Bevölkerung Alles neu geschaffen werden mußte. Ein auf allgemeine Dienstpflicht begründetes Gesetz vom 13. Dezember 1798 bestimmte nach verschiedenen Vorbereitungen die definitive Organisation, deren Ausführung aber so Vieles entgegentrat, daß drakonische, am 30. und 31. März erlassene Gesetze Hülfe bringen sollten. Todesstrafe, durch Kriegsgerichte zu verhängen, sollte Jeden treffen, der, aufgeboten, sich weigern würde, mit dem Elitencorps zu marschiren oder der Andere vom Gehorsam abzuhalten suchen würde; Todesstrafe wurde auch den „Urhebern und Mitwirkern gegenrevolutionärer Bewegungen, Auflehnungen und Empörungen" angedroht. Durch entschiedene Maßregeln im großen Styl und begeisterte Proklamationen sollte der mangelnde Eifer für Vertheidigung des Vaterlandes entzündet, auf der andern Seite aber auch Bestürzung und Furcht in die Reihen der vermutheten Gegner durch Verhaftung und Deportation angesehener, altgesinnter Männer, wie solche im Anfang April besonders in Zürich und Solothurn erfolgte, gebracht werden. Mit besonderem Eifer betrieb der zürcherische Regierungsstatthalter Pfenninger, der sich selbst mit einer Art von Kriegsrath umgeben hatte, unter Oberleitung des Generalinspektors von Salis-Seewis die Aushebung. Ein amtlicher, am 3. April aufgenommener Etat gibt die Zahl der unter dem Commando theils von Oberst Paravicini-Schultheß, theils von Commandant Ruppert stehenden, in verschiedenen Gemeinden von Kaiserstuhl bis Steckborn cantonnirten zürcherischen Eliten, wozu noch zwei in den Kanton Sentis zur Dämpfung eines Aufstandes gesandte Bataillone kommen, auf 7225 Mann an. So fehlte es Anfangs an bereitwilliger Anstrengung im Kanton Zürich und auch im Thurgau nicht. Aber laute Klagen ertönten bald über höchst mangelhafte Ausrüstung, ungenügende Verpflegung und Mangel an einheitlicher, bestimmter Leitung. Letzterem Gebrechen sollte die am 28. März erfolgte Ernennung des Chefs der 1. Legion, Augustin Keller von Solothurn, der sich durch eine in Wahr-

heit wenig bedeutende Waffenthat bei Ostende den Grad eines Obersten in der französischen Armee und militärischen Ruf verschafft hatte, zum General en chef der Armee und bald hernach auch des Generaladjudanten von Salis-Seewis zum Chef des Generalstabs abgeholfen werden. Es ergab sich aber bald, daß diese Hülfe sehr wenig ausreichend war. Noch blieb für die Organisation der Armee und ganz besonders für die Kriegsverwaltung mit Bezug auf Ausrüstung, Besoldung, Verpflegung das Meiste zu thun übrig, und hiefür sollte nun Kuhn mit seinen umfassenden Vollmachten das Nöthige leisten[1]).

Da unerwarteter Weise der Uebergang der österreichischen Armee über Rhein und Bodensee in Folge der von dem Ministerium in Wien ausgehenden hemmenden Befehle[2]) sich noch längere Zeit verzögerte, wurde

---

[1]) Welche Hoffnungen auf Kuhn's Wirksamkeit gesetzt wurden, kann z. B. ein Schreiben des damaligen Generalsekretär Mousson an Kuhn vom April 1799 zeigen: «Depuis qu'il a été question de faire un effort pour protéger la république jusqu'à aujourd'hui, mon âme était angoissée à la pensée des obstacles qui seraient à vaincre et du peu de moyens qui seraient à la disposition du gouvernement. Je voyais nos milices sans chef, sans subsistance, sans solde; je voyais le découragement, la défiance se saisir d'elle et produire ou des scènes pareilles à celles de la guerre de l'année dernière, ou une retraite qui couvrirait la Suisse de honte à la face des peuples libres. Maintenant je commence à espérer, parceque je vois qu'un homme probe, actif, patriotique et ferme veille sur le tout et inspirera au gouvernement des mesures salutaires, à un gouvernement qui a le plus grand besoin d'être bien environné. Glayre est parti dans un moment, où son génie était bien nécessaire; reviendra-t-il? Beaucoup en doutent; pour moi, je crois à la vertu de cet homme et à son retour. (Glayre, dessen Mäßigung mit Laharpe sich nicht vertrug, erhielt am 10. April auf sein Begehren Beurlaubung, am 9. Mai Entlassung aus dem Direktorium.) Courage, citoyen commissaire, que ceux qui aiment leur pays et brûlent de le défendre contre tout ennemi, quelque nom qu'il porte, quelque soit sa force, forment une ligue, une sainte ligue. Elle triomphera.
Mousson.»

[2]) Siehe hierüber Meyer von Knonau im Neujahrsblatt der Feuerwerkergesellschaft für 1887, S. 7.

es möglich, für bessere Ordnung Manches zu thun, und daß dieß hauptsächlich Kuhn's Verdienst war, ist z. B. in einer Botschaft des Direktoriums an die Räthe vom 24. Juni 1799 ausdrücklich anerkannt. Es wird hier gesagt: „General Keller benahm sich bei der Organisation der Truppen sehr langsam. Kuhn ward hingesandt, und seiner Thätigkeit verdankt man, was Gutes geschah.“ Die Aufgabe wurde freilich durch den beständigen Geldmangel, dem der ungenügende Eingang der Kriegssteuer wenig abhalf, und durch die Leerung der von den Franzosen ausgeplünderten Zeughäuser sehr erschwert. Scharf schritt Kuhn ein, wo er es für nöthig hielt. So ließ er z. B. nach Einholung der Genehmigung des Direktoriums sämmtliche Mitglieder der Administrationskammer des Kantons Sentis, an ihrer Spitze den durch die Opposition gegen den Abt von St. Gallen vor 1798 bekannt gewordenen Präsidenten Künzli, wegen Anschuldigung von Unterschleifen bei Verwaltung des aufgehobenen Klosters St. Gallen verhaften und ihre Papiere versiegeln. Da während des Monats April eine Reihe von Aufständen, die sich in den Kantonen Sentis, Linth, Luzern, Aargau, Solothurn, Freiburg, Oberland, Wallis, Bellenz, Lauis, den Waldstätten erhoben, unterdrückt werden mußte, und hiezu neben den französischen Truppen auch die Eliten aus den westlichen Kantonen verwendet wurden, konnte die in Aussicht genommene Ablösung der im Uebermaß in Anspruch genommenen Zürcher und Thurgauer nicht erfolgen, und die Aufgabe wurde bereits schwierig, die im Feld stehenden Soldaten bei öfterem Mangel an Sold und Verpflegung bei der Fahne zu halten und den Desertionen entgegenzutreten. Schwierig war auch, das Verhältniß zu den Franzosen, deren Generale häufig den helvetischen Truppen ohne Vermittlung der Offiziere der letztern direkte Befehle ertheilen wollten, in leidlichem Stand zu erhalten. An Massena, der zum Oberbefehlshaber der sogenannten Donauarmee, d. h. aller französischen Streitkräfte von Düsseldorf bis zur italienischen Grenze, ernannt wurde, und der die Zeit der Waffenruhe benutzte, um sich bedeutend zu verstärken, lehnte sich als an die oberste militärische Autorität Alles an, und man pries sich glücklich, an ihm nicht bloß die

großen Feldherrngaben, sondern auch mehr Sorge für Zucht und Ordnung, als dieß gewöhnlich bei den französischen Generalen der Fall war, rühmen zu können.

Gegen Mitte Mai, als Hotze die Franzosen wieder aus Graubünden vertrieb und allgemeines Vorrücken der Oesterreicher in den Gebirgsgegenden erfolgte, wurde der Kriegseifer wieder stärker entzündet. Am 18. Mai wurde von den Räthen beschlossen, ganz Helvetien solle in ein „eigentliches Lager umgebildet" werden und alle unter die Eliten und Reserve eingeschriebenen Bürger zum Ausmarsche sich bereit halten. Die in der Ostschweiz stehende helvetische Truppenzahl mehrte sich und stieg über 20,000 Mann, der Bestand der Legion wurde auf's Doppelte erhöht. Die Kuhn ertheilte Vollmacht erhielt durch Erlaß des Direktoriums vom 22. Mai noch Erweiterung. Es heißt darin, Kuhn solle mit aller erforderlichen Gewalt versehen sein, um in den Kantonen Basel, Aargau, Baden, Zürich, Thurgau, Sentis und Linth alle zur Vertheidigung des Vaterlandes nothwendigen und mit den von General Massena angeordneten Truppenbewegungen übereinstimmenden Maßregeln zu nehmen, ohne genöthigt zu sein, das Direktorium vorher darüber zu berathen. Da Massena, um den Gefahren, welche die weitausgedehnte Zertheilung in viele einzelne Corps brachte, zu entgehen, am 20. und 21 Mai in concentrirtere Stellung sich zurückzog, folgte dem Rückmarsch auch die helvetische Armee, allein in unordentlicher Weise, so daß, da einzelne Theile sich verlassen glaubten, großes Auseinanderlaufen sich ergab. Der Moment aktiven Eintretens in den Kampf trat nun ein. Wie dieser, nachdem am 22. Mai von beiden Armeen der Rhein überschritten worden, verlief, wie am 25. Mai die helvetischen Truppen vereinigt mit den Franzosen bei Frauenfeld sich Ruhm erwarben, aber den tapfern General Weber verloren, wie dann doch weiterer Rückzug erfolgte, Erzherzog Karl und Hotze sich vereinigten, nach scharfem Gefecht bei Winterthur am 27. Mai bei den Verschanzungen um Zürich vom 2.—5. Juni der zunächst entscheidende Schlag fiel, der die Räumung Zürich's durch die Franzosen zur Folge hatte, das ist schon oft erzählt worden und wird durch den Bericht von

Kuhn noch nähere Beleuchtung erhalten. Hier mag nur nach den vorliegenden Akten noch angeführt werden, daß in Folge der Berichte von Kuhn schon durch Erlaß des Direktoriums vom 24. Mai General Keller abgesetzt und Generaladjutant Weber zum General ernannt worden war, daß aber die Mittheilung dieses Erlasses erst nach dem Treffen bei Frauenfeld erfolgte. Von Weber liegt ein an Kuhn am 24. Mai aus Winterthur nach Zürich, wo Kuhn seit dem 10. Mai beim Hauptquartier (früher in St. Gallen) sich befand, geschriebener Brief vor, der zum Andenken an den tapfern Soldaten hier Aufnahme finden mag. Weber schreibt: „Nachdem ich gestern Abend laut Ihrem Begehren dem Obergeneral keine sichere Relation einberichten konnte, indem die bei ihnen gehörte Canonade bei Eglisau und nicht in hiesiger Gegend gewesen, finde ich mich nunmehr im Stande, Ihnen einige Auskunft zu geben. Bürger Paravicini-Schultheß meldete mir letzte Nacht, General Massena habe die Kaiserlichen bei Seglingen angegriffen und über den Rhein zurückgetrieben und von denselben etwa 40 Husaren zu Gefangenen gemacht, worauf Massena sich wieder nach Zürich begeben habe; die Canonade von gestern morgen sei in jener Gegend von beiden Seiten des Rheines gegen einander geschehen. Die Kaiserlichen sollen sich diesseits des Rheins in unsern Dörfern besonders ordentlich betragen und Alles, was sie gefordert, auch richtig bezahlt haben. Hingegen finde ich mich gezwungen, Ihnen sagen zu müssen, daß bei letzter Retirade von Seite St. Gallen viele Dörfer durch unsere Freunde, die Franzosen, sind geplündert worden, welches noch wirklich hie und da in den abgelegenen Dörfern geschieht. Ihre Pferde weiden sie nun überall, wohin sie kommen, in Wiesen oder Kornfeldern ꝛc., welches dann die Einwohner auf's Höchste gegen sie erbittert. In Neftenbach sollen viele Einwohner geblieben und durch die Franken niedergemacht worden sein. Von den neun Bauern, die sie hieher in Gefangenschaft gebracht, sollen eigentlich nur zwei oder drei mit den Waffen in den Händen gepackt worden sein, die vermuthlich mit dem Tode werden gestraft werden, dahingegen die übrigen ganz unschuldig sein sollen. Ich werde nicht ermangeln, Ihnen, was ich fernerhin noch

Sicheres werde hierüber erfahren können, unverzüglich die Ehre haben zu rapportiren. Republikanischer Gruß und Estime. Weber."

Ueber Weber's Verwundung schreibt Guiot, Adjutant, aus Winterthur am 25. Mai, Abends 5 Uhr: « C'est pour Vous annoncer un des évènements les plus tragiques que je prends la plume de Vous écrire. Le général Weber a été laissé moribond à Frauenfeld, où les Autrichiens entrèrent au moment après qu'on a pu le mettre au lit. Blessé à la tête et au dos, je crois qu'il n'échappera pas à la mort. Emporté par son courage naturel, il était toujours à la tête de la légion qui, imitant son intrépidité, a souffert incroyablement. » Kuhn, mit seinem Landsmann Weber näher befreundet, übernahm die Sorge von dessen Bestattung, wofür ihm der Bruder des Gefallenen, Generalinspektor der Milizen des Kantons Bern, mit Schreiben vom 29. Mai warmen Dank bezeugt.

Bezeichnend ist ein Schreiben von General Keller an Kuhn: „Im Schlachtfeld bei Frauenfeld, den 25. Mai. Eben so gehet noch überall ein erschreckliches Feuer. Der Feind streitet Fuß für Fuß, die Franken sind vor Frauenfeld hinaus und sind wie gewöhnlich Helden. Die Schweizer haben sich heute recht tapfer gehalten, besonders die Legion, die Jäger von Zürich, die Lemaner, auch die Zürcher Elite-Bataillons, die Bataillons von Sentis. Wir haben verloren den Generaladjutanten Weber, der durch zwei Kugeln getödtet wurde, wie auch ein Jägerhauptmann und ein Grenadierlieutenant von den Zürchern. Wir haben mannigfaltige Blessirte, namentlich von der Legion. Ich kann nicht verstehen, wo es herkommen mag, daß gar kein Brandtenwein für unsere Helvetier zu finden ist, da die Franken, wie auch die Kaiserlichen, ihre Leute großmüthig mit Brandtwein in der Fatigue des Krieges unterstützen. Ich aber muß mit Schmerzen sehen, daß man meine Leute ganz und gar vergißt. Der Regierungsstatthalter Pfenninger ist bei mir und zeigt sich seines Postens würdig; er läuft mit mir in Reihen und Gliedern herum, muntert die Leute zu Vertheidigung ihres Vaterlandes auf und

tröstet Jedermann. Ich hoffe, bis morgen Brandtenwein zu empfangen; unterdessen will ich thun, was ich kann, um den Leuten beizustehen, kein Geld und keine Mühe sollen mich reuen. Es ist nun 5 Uhr des Abends; eben kommt uns eine halbe frische Brigade zu renfort an, und die Artillerie fangt wiederum auf's neue und viel stärker zn blitzen an. Sie werden alles Neue so geschwind möglich vernehmen."

Massena, « général en chef de l'armée du Danube », schreibt am 7. Prairial (26. Mai) an Kuhn: «Vous n'apprendrez pas sans une vive émotion que vos braves compatriotes se sont battus dans la journée d'hier avec une intrépidité et un dévouement au-dessus de tout éloge et j'en éprouve moi-même une bien douce en leur rendant ce témoignage. L'Hélvétie a à regretter le brave Weber, mort en se battant pour sa défense, les regrets de ses compatriotes doivent se joindre à ceux de ses frères d'armes et de l'armée française. En rendant généralement justice à la conduite de toutes les troupes hélvétiques, j'en dois une particulière à la manière distinguée dont le chef de bataillon Laharpe s'est conduit. Il m'a suivi dans toutes mes opérations militaires et a développé autant de sangfroid que d'intrépidité. J'ai demandé pour lui d'avancement au Directoire Hélvétique[1]. Cette journée nous a valu 2500 prisonniers, l'énnemi a eu en outre plus de 2000 hommes hors de combat. Salut et fraternité! Massena. »

Das Gerücht gab dem Ausgang des Kampfes bei Frauenfeld so große Wirkung, daß der Finanzminister Finsler sofort am 26. Mai von

---

[1]) Laharpe wurde wirklich, nachdem der am 28. Mai zum Chef des Generalstabes ernannte Generaladjutant Burkhart von Basel die Wahl abgelehnt hatte, am 3. Juni „wenigstens ad interim" zum Chef des Generalstabs gewählt. Ein General en chef war nicht mehr ernannt, Salis-Seewis am 28. Mai zum Commandanten des von Weber geführten Corps gewählt worden.

Luzern aus Kuhn aufforderte, da der Kanton Zürich von den österreichischen Truppen geräumt sein solle, die betreffenden Beamten anzuhalten, das günstige Ereigniß zu benutzen und die Kriegssteuer ohne Anstand einzuziehen. Statt dessen mußte von dem siegreichen Vordringen der Oesterreicher und in Folge davon von dem wenig rühmlichen Verhalten der helvetischen Armee berichtet werden. In ganzen Schaaren liefen die Leute der Heimat zu, und alle Bemühungen einzelner Offiziere konnten nichts dagegen ausrichten. Mit Erlaß vom 2. Juni billigte das Direktorium den Vorschlag von Kuhn, die Trümmer der Armee, ca. 4000 Mann betragend, an der Reuß zu sammeln, dabei bemerkend, es werde große Mühe kosten, für den Unterhalt auch nur dieser Zahl genügende Mittel zu erhalten. Vor dem Uebergange Zürich's an die Oesterreicher hatte Kuhn sich bemühen müssen, die als Nationaleigenthum geltenden Werthschriften des Kantons Zürich und die Vorräthe der Magazine aus Zürich wegzuschaffen und in Sicherheit zu bringen, eine Aufgabe, deren Vollziehung nur theilweise möglich wurde, so daß Vorwürfe gegen ihn erhoben wurden, die ihn zu einläßlicher Vertheidigung nöthigten[1]). Der Stadt Zürich war er wegen ihrer sichtbaren Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge nicht hold, und obschon sie fast allein im Kantone die Kriegssteuer wirklich entrichtete[2]), die Verwaltungskammer ihre Kassen leeren ließ und zu Abführung der Schuldtitel nach Luzern ihre Hand bot, wurde doch in Folge der Berichte von Kuhn und Massena über die Gesinnung der Stadt durch Erlaß des Direktoriums vom 27. Mai der Belagerungszustand über dieselbe verhängt und alle Civil-

---

[1]) Der hierüber von Kuhn dem Direktorium vorgelegte Spezialbericht findet sich abgedruckt im neuen helvetischen Tagblatt, II, 49 ff.

[2]) Der Finanzminister schreibt an Kuhn am 25. Mai: „Der Obereinnehmer des Kantons Zürich berichtet, daß nur der größte Theil der Stadt Zürich und drei Landgemeinden des Kantons die ausgeschriebene Steuer entrichtet haben, während alle andern Gemeinden sich förmlich weigerten, unter den gegenwärtigen Umständen die Steuer zn bezahlen."

gewalten dem militärischen Commando untergeordnet. Und durch Erlaß vom 29. Mai erhielt Kuhn Auftrag, 30—40 der einflußreichsten Bewohner von Zürich, die zu „fruchtbaren Geiseln" sich eignen, verhaften und im Einverständniß mit dem fränkischen Obergeneral an einen sichern Ort Frankreichs bringen zu lassen. Die Vollziehung erfolgte aber nicht, und Kuhn, der später (so am 6. Juli 1799 im gr. Rathe) bestimmt erklärte, daß solche Arrestation unschuldiger Leute immer gegen seine Grundsätze gewesen sei, wird wenig Neigung gehabt haben, zu dieser Gewaltmaßregel seine Hand zu bieten. Es blieb ihm selbst nach dem Siege der Oesterreicher und der beinahe vollständigen Auflösung der helvetischen Armee die Erfahrung nicht erspart, daß, wenn Mißgeschick eintritt, die Schuld gerne Einzelnen zugeschoben wird. Verdächtigungen, als ob er Geld zurückgehalten habe und die Schuld trage, daß den Soldaten der Sold nicht entrichtet worden sei, wurden gegen ihn ausgestreut, so daß er deßhalb Klage führen mußte und am 15. Juni an den gr. Rath sich wendend die Berechnung der erhaltenen Summen demselben vorlegte. Er schrieb dabei, vielleicht werde ihm bald in der Welt nichts Anderes übrig bleiben als der Ruf der Rechtschaffenheit, der das einzige Gut sei, nach dem er gestrebt habe. Wiederholt verlangte er die Entlassung von dem Commissariate, die ihm aber erst am 14. Juni ertheilt wurde. Er trat nun wieder in den großen Rath und sah dem totalen Umschwunge, der durch Lecourbe's Erfolge und die zweite Schlacht bei Zürich am 25. September eintrat, nur aus der Ferne als Zuschauer zu.

Zu all dem Gesagten kann nun der umfassende Bericht, den Kuhn gegen Ende des Jahres 1799 über seine Thätigkeit und seine Erfahrungen dem Direktorium erstattet hat, den besten einläßlichen Commentar geben. Die darin enthaltene, ganz unverhüllte Aufdeckung aller der Gebrechen, an denen die helvetische Armee litt, mag Grund gewesen sein, weßhalb die Veröffentlichung des Berichtes unterblieb. Laharpe, in der nach seiner Entsetzung eingegebenen Vertheidigungsschrift, sagt darüber nur, der Bericht bilde einen ganzen Band, über den das Direktorium seine Meinung noch nicht erklärt habe. (Bullet. Helvet. v. 1800,

S. 200). Und doch konnte der Bericht des einsichtigen, tüchtigen Mannes, der mit bitterem Ernst seine volle Ueberzeugung darin ausgesprochen hat, für Besserung des Zustandes geeignete Winke geben, die für die Gegenwart freilich, da unsere Armee zum Glücke nun etwas ganz Anderes geworden ist, nur noch historisches Interesse haben. Das vorliegende Concept des Berichtes, das der dem Direktorium eingesandten Abschrift zu Grunde liegt, ist gänzlich ausgearbeitet, und es soll dasselbe nun mit Ausnahme einiger minder Wesentliches betreffenden Abkürzungen vollständig mitgetheilt werden.

Kuhn schreibt: „Bürger Direktoren! Zu Anfang des April sandte mich das Vollziehungsdirektorium mit großen Vollmachten versehen als Civilkommissär zu den an der deutschen Grenze stehenden Truppen ab. Beinahe drei Monate war ich Augenzeuge der widrigen Ereignisse, welche das Gebiet der Republik und ihre Armee betrafen. Ich will hier die Ursachen dieser Begebenheiten aufdecken, nicht nur weil ich hoffe, daß Erfahrung uns besser und weiser machen könne, sondern auch um jene Wortkrämer zum Schweigen zu bringen, die mich ohne Kenntniß der Sachen und der Umstände beurtheilt und mit so viel Freigebigkeit die Schuld des schlechten Erfolgs unserer Kriegsanstalten auf mich zu wälzen gesucht haben. Diese Darstellung wird frei und offen sein und ohne Schonung für irgend Jemand. Menschenfurcht kenne ich nicht; nach persönlichen Rücksichten zu handeln, war ich nie gewohnt, und für mich selbst verlange ich nichts als strenge Gerechtigkeit.

Die helvetische Republik wurde in den im März 1799 zwischen Frankreich und den Kontinentalmächten auf's Neue ausgebrochenen Krieg verwickelt vermöge einer Offensiv- und Defensivallianz, welche die damalige Politik des fränkischen Vollziehungsdirektoriums als Mittel der Vervollkommnung des angenommenen Angriffssystems gegen das österreichische Haus den obersten Gewalten Helvetiens aufgezwungen hatte. Der Erfolg des dießjährigen Feldzuges hat bewiesen, daß die Neutralität Helvetiens für die fränkische Republik jetzt, da sie sich auf einen Vertheidigungskrieg einzulassen genöthigt war, vortheilhafter gewesen wäre

als ein Offensivbündniß. Aber bei dem Ausbruch des Kriegs war der fatale Würfel bereits gefallen, der unser Schicksal entschied. Nie hatte noch ein Volk unter nachtheiligeren Umständen die Waffen ergriffen. Die Kräfte der helvetischen Nation waren gelähmt; die fränkischen Armeen hatten die kärglichen Ersparnisse ganzer Jahrhunderte, das Mark des Volkes aufgezehrt, die Zeughäuser und Magazine geleert und die Schätze geplündert. Die den Städten und Klöstern aufgelegten Brandschatzungen hatten das baare Geld der Circulation entrissen, die Requisitionen den Landmann der Mittel seines Fortkommens beraubt, die Verwüstungen und Plünderungen ganze Gegenden und einzelne Individuen zu Grunde gerichtet, und das allgemeine Mißtrauen, das an den schwankenden Zustand eines jeden auf die Bahn der Revolution geworfenen Volkes unzertrennlich geknüpft scheint, allen öffentlichen und Privatkredit vernichtet. Der Ackerbau lag darnieder, Handel und Gewerbe stockten, und der auf Ruhe und Frieden gegründete Wohlstand des an sich armen Helvetiens war umgestürzt. Zu allen diesen Uebeln gesellten sich noch der revolutionäre Zustand der Republik, der Kampf der sich gegenseitig reibenden Meinungen und Leidenschaften, die Verirrungen des politischen und religiösen Fanatismus, der offene und heimliche Krieg der Aristokraten gegen die neue Ordnung der Dinge, die Anhänglichkeit an umgestoßene Verhältnisse und Vorurtheile aller Art und die Tendenz zur Anarchie. Auf allen Punkten Helvetiens äußerten sich die fürchterlichen Symptome eines allgemeinen Brandes, der jeden Augenblick in lichterlohe Flammen auszubrechen drohte. Die öffentlichen Beamten waren ohne Kraft, zum Theil sogar ohne Willen, das drohende Ungewitter abzuleiten. Das Vollziehungsdirektorium hielt die Zügel mit schwacher Hand, die Mittel fehlten ihm, die innere und äußere Sicherheit der Republik zu behaupten. Vorerst war der Staat ohne Geld. Die gesetzgebenden Räthe hatten durch die übereilte Aufhebung der Feudalabgaben und Zehnten die einzige noch übrige ergiebige Quelle der öffentlichen Einkünfte verstopft, ehe noch ein gleichförmiges Abgabensystem an ihre Stelle gesetzt war. Nachher entzweiten sie sich über den vorgelegten Plan; Mangel an Kenntniß in

Finanzsachen, vielleicht auch andere Gründe, drückten demselben durch übel ausgedachte Modifikationen den Stempel der Unausführbarkeit auf, und zuletzt wurden diese Schwierigkeiten noch vergrößert durch den Widerwillen des Volkes, das bis dahin keine Auflagen bezahlt hatte, und durch die Unerfahrenheit Derjenigen, denen ihre Beziehung anvertraut werden mußte.

Sodann fehlte es an einer gut organisirten bewaffneten Macht. Vernunft und Erfahrung hatten die Untauglichkeit der Milizen für die heutige Art des Krieges hinlänglich bewiesen. Dessenungeachtet wurde unsere Militärverfassung auf ein neues Milizsystem gegründet; aber auch dieß geschah so spät, daß zur Zeit des Ausbruches des Krieges die Organisation noch nicht vollendet war. Die Legion, das einzige Corps regulärer Truppen, war noch im Werden begriffen, weder vollzählig, noch gekleidet, noch in den Waffen geübt. Die 18,000 Mann Hülfstruppen, die Frankreich gefordert hatte, standen außer allem Verhältniß mit den Kräften unserer Bevölkerung. Zwar hatten die Schweizer in ehevorigen Zeiten eine weit größere Anzahl Truppen in fremden Sold gegeben. Allein kaum zwei Drittheile dieser Miethsoldaten waren wirkliche Schweizer gewesen und die Regimenter nur nach und nach durch Werbung errichtet und ergänzt worden. So unmerklich dieser successive Ausfluß der jungen Mannschaft ehemals für das Ganze gewesen war, so fühlbar mußte dagegen die Stellung von 18,000 Mann jetzt sein, da sie auf einmal geschehen sollte. Die freiwillige Werbung verschaffte kaum den sechsten Theil der geforderten Anzahl, und einer gezwungenen Aushebung stand der Charakter des Volkes entgegen, das zwar den Kriegsdienst liebt, aber nur, wenn er freiwillig ist und gut bezahlt wird. Diese Nichterfüllung der durch den Hülfstraktat gegebenen Zusage war eine Quelle vieler Uebel, die bald darauf über unserem Vaterlande zusammenschlugen.

Schon früher hatte zwar das Direktorium den gesetzgebenden Räthen in einer kraftvollen Sprache die Nothwendigkeit an's Herz gelegt, sich auf den hereinbrechenden Krieg gefaßt zu machen, und als derselbe in den Kabineten Europa's entschieden schien, sogar die Vollmacht begehrt,

zu Vertheidigung der Republik 20,000 Mann auf die Beine stellen zu können. Allein als diese letztere nach einem langen Kampfe der für und wider dieselbe streitenden Partheien endlich ertheilt wurde, häuften sich die Schwierigkeiten gegen die Auffindung, zum Theil auch gegen die Bewilligung der zum Unterhalt dieser Truppen erforderlichen Summen und gegen die Ausschreibung der hiezu nöthigen Auflagen. Mehrere Politiker behaupteten wenige Tage vor dem Ausbruche des Krieges die Gewißheit des Friedens mit einer Zuversicht, die dem wohlgemeinten Rathe, sich in Zeiten zu rüsten, manches sonst geneigte Ohr verschloß. Zugleich vereitelten ein übelverstandenes Privatinteresse und noch übler geleitete Leidenschaften alle Bemühungen einiger Repräsentanten, eine Reduktion der öffentlichen Beamten und die Herabsetzung ihrer Gehalte als Mittel einer wichtigen Ersparniß in den Ausgaben zu bewirken. Als endlich das Getümmel des Kriegs die gesetzgebenden Räthe aus ihrem Schlummer weckte, versuchten sie die Rettung des Vaterlandes durch jene halben Mittel, die in der Politik eben das sind, was die Universalarzneien in der Heilkunst, Mittel, die man mit dem hochklingenden Namen der großen Maßregeln beehrt, so sehr sie auch mit dem Stempel der Schwäche bezeichnet sind.

Der rechte Flügel der unter dem Oberbefehl des General Massena in Helvetien stehenden Armee hatte in Graubünden die ersten Streiche mit einem Erfolge geführt, der selbst die gespanntesten Erwartungen übertraf. Allein die in Deutschland eingedrungene Hauptarmee fand gegen Ende des Monats März an der Ostrach, bei Stockach und bei Pfuhlendorf das Ziel ihrer bereits gemachten Fortschritte. Nach einem harten und äußerst blutigen Kampf von mehreren Tagen gegen einen zweimal stärkeren Feind sah sie sich zum Rückzuge genöthigt. Aber anstatt denselben gegen Helvetien zu nehmen und dort in einer festen Stellung hinter dem Rheine die Fortschritte der österreichischen Armee aufzuhalten, manövrirte Jourdan, nachdem er eine einzige schwache Division in die Schweiz geworfen, dem Rheine nach abwärts gegen Kehl und verlor unter beständigen Gefechten viele Gefangene, die den Kern seines Heeres vollends

aufrieben. Der Rest desselben ging darauf größtentheils über den Rhein zurück und vereinigte sich späterhin auf langen Umwegen mit der helvetischen Armee. Nach dem Rückzug der Franken erwartete man in den Grenzkantonen Helvetiens stündlich den Einbruch der Oesterreicher. Der größte Theil der fränkischen, zur Bedeckung Helvetiens bestimmten Armee stand in Graubünden. Die Ufer des Rheines waren nur schwach besetzt, und es scheint, daß, wenn der Erzherzog in diesem Augenblick einen Theil seiner Armee in das Gebiet der Republik hätte einrücken lassen, die Besitznahme derselben kaum hätte verhindert werden können. Allein er beschäftigte sich einzig mit der Verfolgung der Jourdan'schen Armee und ließ bloß das Hotzesche Corps auf der Grenze von Graubünden und auf derjenigen von Helvetien einige fliegende Corps stehen, die noch geraume Zeit durch die aufgebotene Miliz und einige hie und da zerstreut stehende fränkische Truppen von weiteren Fortschritten abgehalten wurden.

Ohne stehende Truppen und in der Unmöglichkeit, die traktatenmäßige Hülfe an die fränkische Armee abzugeben, war bei der täglich näher rückenden Gefahr der Regierung nichts Anderes übrig geblieben, als ein Corps von Miliztruppen zu Vertheidigung der Grenze aufzustellen. Das Aufgebot derselben geschah zuerst in den Grenzkantonen, mit mehr gutem Willen als Ordnung. Ihr Zug an den Rhein war ein unordentliches Reisgeläuf, und es dauerte bis in die ersten Wochen April's, ehe es den kommandirenden Offizieren im Kanton Zürich gelang, die zerstreuten Compagnien in ihre Bataillone zu sammeln. Im Laufe des April trafen nach und nach auch die im Innern der Republik aufgebotenen Truppen bei der helvetischen Armee ein, die in der letzten Woche vor dem Rückzuge hinter die Töß wirklich auf 20,000 Mann anstieg. Allein die Dienste, die diese Truppen leisteten, standen weder mit ihrer Anzahl, noch mit den sanguinischen Hoffnungen der Männer, die den Werth derselben im Anfang des Kriegs bis in den Himmel erhoben hatten, im Verhältniß. Die folgende kurzgefaßte Darstellung der Kriegsereignisse im April und Mai mag dieß beweisen.

Die Franken und Schweizer hielten nach der Schlacht bei Pfuhlendorf auf dem rechten Rheinufer oberhalb des Einflusses der Aare noch drei Punkte besetzt, Schaffhausen, Eglisau und den Brückenkopf von Constanz. Schaffhausen wurde den 13. April von den Oesterreichern eingenommen. Ein Milizbataillon, das gegenüber Schaffhausen auf der Anhöhe von Feuerthalen stand, nahm bei den ersten feindlichen Kanonenschüssen die Flucht. Bloß eine Grenadiercompagnie unter dem braven Hauptmann Denzler hielt, durch sein Beispiel beseelt, das Feuer aus. Auch die Zürcher Jäger fochten brav und thaten dem Feind mit ihren gezogenen Stutzern großen Abbruch. Am folgenden Tag erstürmten die Oesterreicher den Brückenkopf von Peterhausen gegenüber Constanz, und einige Tage darauf ward auch Eglisau von ihnen genommen, wo sich die in die dortige Gegend verlegte Zürchermiliz wieder auf eine sehr feige Art betrug.

Nach dem Rückzug der Jourdan'schen Armee über den Rhein und dem ausgezeichneten Unglück, das die fränkischen Waffen in Italien betraf, fiel das ganze Gewicht des Krieges auf Helvetien. Das wenige Tage zuvor mit der Republik vereinigte Graubünden wurde im Anfang Mai von drei Seiten angegriffen. General Lecourbe zog sich unter beständigen Gefechten und nach beträchtlichem Verlust aus dem Engadin über Bellinzona nach dem Gotthard zurück. General Suchet retirirte mit einer andern Colonne nach Ursern, und eine dritte Abtheilung der fränkischen Armee nahm ihren Rückzug über Sargans. Die Stellung der kombinirten französischen und helvetischen Armee war nun äußerst gefährlich geworden. Sie deckte die Grenze Helvetiens in einem Umkreis von mehr als 50 Stunden. Die auf dieser weitläufigen Linie zur Deckung jedes besondern Postens vereinzelten Corps liefen Gefahr, besonders geschlagen und zum Theil abgeschnitten zu werden. Das erstere geschah wirklich. Die unter General Ferino im Kanton Linth und im obern Rheinthal stehenden fränkischen Truppen wurden durch das bei Atzmoos über den Rhein gegangene Hotze'sche Corps geworfen. Unsere Miliztruppen verließen die von Werdenberg über St. Johann nach Wildhaus

und Lichtensteig führenden Engpässe auf feigherzige Art, sobald sie die anmarschirenden Oesterreicher von Ferne erblickten. Vergeblich versuchten einige brave Offiziere sie aufzuhalten und zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Sie flohen, ohne einen Schuß zu thun, über St. Gallen ihrer Heimat zu und bezeichneten ihren Weg durch Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner. Es blieb dem fränkischen Obergeneral nichts Anderes übrig, als seine Truppen in eine konzentrirte Stellung zurückzuziehen, wenn er seine Armee durch die täglich erneuerten kleinen Gefechte nicht gänzlich aufreiben lassen wollte. Der Rückzug erfolgte am 21. Mai, und zwar bei unsern Truppen mit Unordnung. Er war für die Bataillone aus den eben verlassenen Gegenden das Signal zu einer beinahe allgemeinen Auflösung, bei den meisten übrigen dasjenige einer unaufhaltsamen Desertion, bei einigen sogar des Aufruhrs, Zufälligkeiten, deren Symptome sich schon vorher hie und da geäußert hatten. Meyerhofer, jetzt Lieutenant in dem Emigrantenregiment Bachmann, damals Commandant eines thurgauischen Milizbataillons, dankte dasselbe auf dem Rückzuge zu Wyl unter dem Vorwand eines dazu erhaltenen Befehls förmlich ab. Andere Bataillone dieses Kantons standen bereits bei Winterthur, als sie, wie man sagt, von einem der ersten öffentlichen Beamten die Aufforderung erhielten, nach Hause zurückzukehren. Die Meisten folgten diesem verrätherischen Rufe, und das Vaterland wurde durch feigherzige Schurken eines großen Theils seiner Vertheidiger beraubt. Dagegen gab es aber auch einige brave Männer, die mit Hinterlassung ihrer Familien und Heimat der Armee folgten und ihr Schicksal unerschütterlich fest an dasjenige der Republik knüpften. Außer einigen wackeren Offizieren und Soldaten aus dem Thurgau gehören in diese Classe Bezirks- und Bataillonskommandant Meßmer von Rheineck, der Vater einer zahlreichen Familie ist und dennoch freiwillig zu Vertheidigung seines Landes die Waffen ergriffen hatte, Wetter, Bataillonskommandant von Herisau, Landolt, Bezirkskommandant aus dem Thurgau, und Legler, Bataillonskommandant aus dem Kanton Linth. Diese haben, begleitet von einer Handvoll gleich edelgesinnter Bürger, in Augenblicken, wo selbst der feurigste

Patriotismus zuweilen an dem Heil der Republik verzweifelte, ihr den rührendsten Beweis unerschütterlicher Treue und Anhänglichkeit gegeben.

Nach dem Rückzug nahm die Armee ihre Stellung hinter der Töß; der rechte Flügel stützte sich an die Glarnergebirge, der linke sollte in einer schrägen Richtung von Kloten aus an den Zusammenfluß der Aare und des Rheins sich anlehnen. Allein General Tarreau machte mit seiner Division eine falsche Bewegung, indem er die tête derselben gegen den Zusammenfluß der Limmat und Aare richtete. Dem Rheine nach waren nicht einmal Vorposten aufgestellt worden. Als die auf dem rechten Ufer stehenden Oesterreicher keinen Feind mehr vor sich sahen, setzten sie am 22. Mai Abends auf verschiedenen Punkten über den Fluß und nahmen Zurzach, Coblenz und einige andere Dörfer. Ich erhielt mitten in der Nacht durch einen Eilboten Nachricht von diesem Uebergang und theilte dieselbe sogleich dem fränkischen Obergeneral mit, der lange an ihrer Wahrheit zweifelte. Allein als er durch die Berichte seiner ausgeschickten Adjutanten von der Richtigkeit derselben überzeugt wurde, begab er sich selbst auf die bedrohten Punkte, schlug am 23. die übergegangenen Oesterreicher, machte über 400 Gefangene, warf den Rest in den Rhein und stellte die Position seines linken Flügels wieder her. Allein schon am 24. Mai rückte ein starkes feindliches Corps von der Armee des Erzherzogs über Frauenfeld vor und zeigte deutlich die Absicht, sich bei Oberwinterthur mit der Hotze'schen Armee zu vereinigen, von der ein Theil vom Kanton Sentis aus in mehreren Colonnen herbeieilte. Massena faßte nun den Entschluß, über das erstere Corps herzufallen und dadurch die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen zu vereiteln oder dieselbe wenigstens aufzuschieben.

Der Angriff geschah am 25. Mai früh Morgens. General Oudinot führte die Avantgarde der Armee. Der Generaladjutant Weber stand an ihrer Seite mit den Jägern der Legion. Die feindlichen Postirungen wurden geworfen und auf der Straße nach Constanz über Frauenfeld hinaus verfolgt. Indessen rückte aber eine österreichische Colonne von St. Gallen gegen Frauenfeld vor, kam den die Feinde verfolgenden

leichten Truppen in die Flanke und in den Rücken und nöthigte dieselben zum Rückzug. Die Feinde wurden zwar aufgehalten und sogar wieder aus Frauenfeld, das sie wieder genommen hatten, hinaus und über die Thur zurückgeschlagen. Allein ihre Bewegung vereitelte doch weitern Fortschritt der französischen und helvetischen Armee. Eine andere Colonne des Hotze'schen Corps drang zugleich gegen Winterthur vor. Der Obergeneral sah sich genöthigt, die errungenen Vortheile wieder aufzugeben und sich in die Position hinter die Töß zurückzuziehen. An diesem Tage kamen mehrere Milizbataillone in's Feuer. Einige unter ihnen betrugen sich feige und wollten nicht vorwärts; aber der größere Theil schlug sich gut. Die Legion gab Beweise einer heldenmüthigen Tapferkeit. Viele Brave fielen, viele wurden verwundet oder gefangen. Unter den erstern war der Hauptmann Denzler von Zürich, dessen ich oben erwähnt habe, und General Weber, der nahe bei Frauenfeld den Heldentod starb. Er hatte an diesem Tage durch Kaltblütigkeit und Muth die Achtung der Franken erworben und sich des Zutrauens des Vollziehungsdirektoriums würdig bewiesen, das ihm eben den Oberbefehl über die helvetischen Truppen anvertraut hatte.

Der nochmalige Rückzug der Franken hinter die Töß hatte die schlimmste Wirkung auf die Stimmung unserer Miliztruppen. Sie schrieen laut über Verrätherei, und die Menge Feigherziger, die sich in ihrer Mitte befand, benutzte diesen Vorwand, um die schimpfliche Verlassung ihrer Fahnen und die Hintansetzung ihrer heiligsten Pflicht dadurch zu beschönigen. Ein sonderbarer Zufall vergrößerte noch das Uebel. Einige elende Verräther unter der fränkischen Cavallerie stürzten am Tage nach dem Treffen bei Frauenfeld mit verhängtem Zügel in die Stadt Winterthur und riefen: „Rettet euch, die Oesterreicher kommen". Einer dieser Allarmisten wurde zwar auf der Stelle erschossen. Aber die Folgen dieser schändlichen That wurden dadurch nicht gehoben. Ein panischer Schrecken ergriff mehrere fränkische und helvetische Bataillone. Sie warfen sich in unordentlichen Massen auf die Heerstraße und flohen gegen Zürich zu. Bagagewagen, Artillerie, Flüchtlinge zu Fuß und zu Pferd stürzten

sich bereits zu den Thoren hinein, als wir die ersten Nachrichten von diesem Vorfall erhielten. Durch die Schließung der Thore und die ausgeschickten Adjutanten wurde zwar die Ordnung bald wieder hergestellt, aber eine Menge Milizsoldaten benutzte die Dunkelheit der Nacht zur Desertion.

Nach dem Rückzuge von Frauenfeld rückten die Feinde nicht nur wieder in die vor dem Tage des Treffens innegehabte Stellung, sondern sie vollzogen auch die Vereinigung der beiden Armeen durch die Wegnahme von Winterthur am 27. Mai. Bei diesem Anlasse vertheidigte sich der kleine Ueberrest der Legion auf den Vorposten mit vielem Muthe, verlor aber viele Leute und wurde gänzlich zerstreut. Nach der Besetzung von Winterthur griff der Feind am 28. Mai die Position hinter der Töß selbst an. Eine starke Colonne setzte unter der Bedeckung eines heftigen Artilleriefeuers über den Fluß und suchte den Berg zu erstürmen. Das Milizbataillon aus dem Kanton Luzern warf sie mit gefälltem Bajonette den Berg hinunter, und ein Theil desselben verfolgte sie gegen den erhaltenen Befehl sogar über den Fluß. Hier fielen aber die Szekler Husaren über sie her, hieben einige nieder und machten Andere zu Gefangenen. Der Rest rettete sich unter dem Kreuzfeuer des Bataillons Bodmer, das sich inzwischen auf beiden Seiten der Brücke aufgestellt hatte, über den Fluß zurück. Die reitende Artillerie der Franken vereitelte an diesem Tage die weitern Versuche des Feindes. Nicht alle Milizbataillone hatten sich an demselben so brav wie jene gehalten. Einige unter ihnen konnten nicht in's Feuer gebracht werden.

Der linke Flügel der österreichischen Armee hatte indessen der fränkischen Stellung die rechte Flanke auf der Seite von Greifensee abgewonnen. Ein starkes Corps war sogar durch die Schluchten und Wälder bis über Kyburg vorgedrungen. Die fränkische Armee konnte sich hinter der Töß ohne die größte Gefahr keinen Augenblick länger behaupten. Der General zog sie hinter die Glatt zurück. Die Vorposten wurden an diesem kleinen Flusse ausgestellt. Die Armee selbst lagerte auf den Anhöhen, wo ihre Stellung durch eine nicht vollendete Reihe von Redouten

gedeckt war. Der rechte Flügel bog sich über den Küßnachterberg gegen den See zurück und wurde durch einige neu angelegte Batterien verstärkt. Aufruhr und Desertion desorganisirten nun die meisten unter den Waffen stehenden Milizbataillone. Alle angewandten Mittel, dem Fortgange dieser Uebel Einhalt zu thun, waren fruchtlos. Der Aufruf an die Patrioten des Kantons Zürich und der Befehl an die Munizipalitäten, Diejenigen, die ihre Fahnen verlassen hatten, wieder zu ihren Bataillonen zu weisen, blieben ohne Erfolg. Der Muth war überall gesunken, das Vertrauen auf die gerechte Sache der Freiheit schien gänzlich erloschen, und die folgenden Ereignisse schienen diesen Kleinmuth zunächst zu rechtfertigen.

Die Oesterreicher durchbrachen die fränkischen Postirungen oberhalb Dübendorf und drangen bereits am 2. Juni Abends über die Anhöhen von Wytikon bis an die Thore von Zürich vor. Vergeblich kämpften die Franken an diesem und den beiden folgenden Tagen für die Wiedereroberung dieser wichtigen Posten wie Löwen. Vergeblich opferte einer der edelsten Generale der Donauarmee, Hoche's Busenfreund Cherin, sein Frankreich so wichtiges Leben in einem dieser Gefechte. Vergeblich setzte sich der Obergeneral Massena an der Seite dieses Helden den nämlichen Gefahren aus und feuerte seine Truppen durch das Beispiel eines seltenen Muthes zu den außerordentlichsten Kraftanstrengungen an. Die Feinde waren mit solcher Uebermacht über den Berg vorgedrungen und hatten ihre geschlagenen Corps so oft durch frische Truppen ersetzt, daß die Franken zuletzt nachgeben mußten. Zürich wurde von ihnen am 5. Juni geräumt, mit Hinterlassung des auf den Wällen und in den Batterien und Redouten stehenden Geschützes und beträchtlicher, der helvetischen Republik gehöriger Vorräthe in den Magazinen, zu deren Rettung die nöthigen Transportmittel gefehlt hatten. Während dieser Gefechte und an den darauffolgenden Tagen lief der Ueberrest der helvetischen Miliztruppen größtentheils auseinander. Es blieben kaum 4000 Mann unter den Waffen, uuter denen sich noch eine ziemliche Anzahl Zürcher Milizen befanden, die bei diesem Anlaß gleich jenen ersten Bürgern der occupirten

Kantone ihrer Vaterlandsliebe ein unvergeßliches Denkmal stifteten. Von den meisten deutschen Bataillonen blieb nicht der vierte, von vielen nicht der sechste Theil ihrer Mannschaft übrig. Verschiedene zählten ebensoviel oder mehr Offiziere als Gemeine. Einige waren ganz verschwunden. Bloß die Bataillone aus dem Leman hatten sich erhalten. Auch sie waren zwar von der ansteckenden Seuche der Desertion nicht ganz verschont geblieben. Allein sie hatte nicht so allgemein wie bei den Uebrigen um sich gegriffen.

Nach dem Rückzuge hinter die Aare, Reuß und Limmat fielen während meines noch übrigen kurzen Aufenthalts bei der Armee nur einige unbedeutende Postengefechte, keine wichtigen Kriegsbegebenheiten vor. Massena konnte in seiner festen, meisterhaft gewählten Stellung jeden Versuch der Feinde weiter vorzudringen so lange vereiteln, als nicht einer seiner beiden festen Unterstützungspunkte, Basel oder das hohe Alpengebirg in Oberhasle und Wallis genommen oder umgangen war. Seine Linie war da, wo nicht natürliche Hindernisse den Zugang zu derselben erschwerten, durch die künstlichen Werke der Feldbefestigung gedeckt worden. Die täglich ankommenden Verstärkungen vermehrten nicht bloß die Anzahl seiner durch so viele Gefechte sehr verminderten Krieger, sondern sie hoben auch ihren Muth und belebten ihre Hoffnung zu neuen Siegen.

Massena hat im Laufe dieses Feldzuges große Feldherrntalente entwickelt. Er machte den Oesterreichern vom Augenblick ihres ersten Angriffes auf Graubünden an jeden Fußbreit Erde streitig; er zeigte aber auch Beweise der bei einem Manne von seinem Feuer und seiner Lebhaftigkeit seltenen Kunst, einem übermächtigen Feind da auszuweichen, wo der Gewinn einer Schlacht ohne bleibenden Vortheil, der Verlust von unabsehbaren schrecklichen Folgen hätte sein können. Als er zuletzt von drei Seiten her angegriffen dem zweimal stärkern Feinde weichen mußte, zog er sich ohne Verlust in eine selbst gewählte Stellung zurück und paralysirte das Uebergewicht der feindlichen Kräfte durch kluge Vereinigung der Hülfsmittel der Kunst mit denen der Natur. Er bereitete damit die Mittel zu Siegen vor, die Europa nicht nur durch die Wichtigkeit ihrer

Folgen, sondern vorzüglich dadurch in Erstaunen setzten, daß es dieselben nicht erwartete. Diese Siege haben seinen Ruf als Feldherr gemacht; aber sein Verfahren während der vorhergegangenen vier Monate war nicht weniger der Probstein, der die Größe seiner Talente bewährte.

Nun, da ich Sie, Bürger Direktoren, durch die kurzgefaßte Darstellung der Kriegsbegebenheiten, insofern unsere aufgebotene Miliz Antheil daran genommen hatte, auf den Standpunkt geführt zu haben glaube, von dem aus der Werth dieser Art von Truppen beurtheilt werden kann, trage ich kein Bedenken, Sie selbst zum Richter eines Urtheils zu machen, das ich in verschiedenen an Sie gerichteten Briefen gefällt habe. Die Geschichte des Feldzuges hat, wie ich glaube, die Unzuverlässigkeit und Unbrauchbarkeit dieser Truppen unumstößlich bewiesen. Ein unpartheiischer Blick auf die angeführten Thatsachen zeigt, daß die traurigen Erfahrungen zwar allerdings durch zufällige Umstände, denen sie die Stimme des Publikums bis daher ausschließlich beimaß, in einzelnen Fällen befördert worden sind, daß ihre wahren Ursachen aber tiefer gesucht werden müssen.

Der erste und eigentliche Grund liegt unstreitig in der Entnervung unseres Volkes, in seiner Charakterlosigkeit, in dem Mangel des Gefühls für jedes höhere allgemeine Interesse. Als in den Tagen der Vorwelt die schweizerische Nation zur Behauptung ihrer alten Verfassungen und ihrer von den Vätern ererbten Freiheiten und Gebräuche sich erhob, da fand sie einen Vereinigungspunkt in der durch die Natur ihrer bürgerlichen und politischen Einrichtungen allgemein verbreiteten Anhänglichkeit an jene hergebrachten Rechte und in dem zum Grundsatz gewordenen Glauben an die Pflicht, dieselben der Nachkommenschaft ungekränkt zu überliefern. Alle standen deßwegen für Einen und Einer für Alle. Jetzt verhielt es sich anders. Das Schicksal hatte längst die Formen zerbrochen, in denen der Heldengeist des klassischen Zeitalters unserer Geschichte gebildet worden war. In dem Schooße der Verfeinerung und eines langen Friedens und unter dem Einfluß ungleicher Regierungsformen und widernatürlicher Regierungsgrundsätze war jener Nationalgeist allmälig verschwunden und das große Gefühl für Volksunabhängigkeit in den selbst-

süchtigen Hang zu individuellem physischem Genusse zusammengeschrumpft. Der Schweizer glaubte nur für sich, nicht auch für andere zu leben. Sogar in den verschiedenen Gebirgsgegenden, wo sich einige verunstaltete Reste jenes Gemeingeistes erhalten hatten, äußerte er sich nie in einem edeln Bestreben zu allgemeiner Verbindung gegen die Feinde unserer Unabhängigkeit, sondern in unsinnigen und planlosen Gegenwirkungen gegen die neue Ordnung der Dinge, die den Wohlstand und die Kräfte des Volkes täglich mehr untergruben. Unfähig zu irgend einer zum Besten des Ganzen abzweckenden Aufopferung besaß der größte Theil der unter die Waffen gestellten Milizen weder Kraft noch Willen, dem Vaterland das größte Opfer unter allen, dasjenige von Blut und Leben, darzubringen.

Zu diesen allgemeinen Gründen der Abneigung gegen den Kriegsdienst traten noch andere Ursachen hinzu, die eine Folge der damaligen Zeitumstände waren. Die Zauberworte Freiheit und Gleichheit, die das fränkische Volk zu Thaten begeistert hatten, bei deren Erinnerung die Bewunderung der Nachwelt ebenso groß sein wird, als jetzt das Erstaunen der Zeitgenossen ist, verfehlten bei dem unsrigen größtentheils ihre Wirkung. Die Revolution war dem Bedürfniß der Zeit vorgeeilt. Nur ein sehr kleiner Theil des helvetischen Volkes hatte ihre Nothwendigkeit gefühlt. Sie war mit Nachtheilen verknüpft, sie hatte Aufopferung von Genüssen nach sich gezogen und Leistungen nothwendig gemacht, an die das Schweizervolk nicht gewöhnt gewesen war, und die es nicht als das was sie waren, Folgen der Revolution und ihrer Zufälligkeiten, sondern als Folgen der dadurch eingeführten neuen Ordnung der Dinge erkennen wollte. Die Feinde dieser letztern hatten diese Ansicht mit aller möglicher Gewandtheit dazu mißbraucht, die republikanische Verfassung und ihre Grundsätze in den Augen des Volkes gehässig zu machen. Zum Unglück hatte aber auch die Revolution neben den wahren Freunden der Freiheit unter einer Klasse von Menschen ihre Anhänger gefunden, der es nie um Republikanismus, nie um Feststellung einer den Prinzipien der Vernunft und des reinen Rechts angemessenen Regierungsform, sondern um gänzliche Umkehr aller

geselligen Ordnung zu thun ist. Das Volk, das nicht tiefer sah, beurtheilte zum Theil die Revolution nicht nach den wahren Grundsätzen, zu denen sie hinleitete, nicht nach den menschenfreundlichen Absichten ihrer Bekenner, sondern nach der zweifelhaften Moralität jener unberufenen Vertheidiger. Es hatte darum keine Neigung, seine Kräfte für die Aufrechthaltung einer Ordnung der Dinge zu verwenden, der es so manches mit ihrer Einführung verknüpfte Uebel zuschrieb, und die es nun einmal aus einem so unrichtigen Gesichtspunkt ins Auge gefaßt hatte. Allein noch mehr. Die Franken hatten ihm diese neue Verfassung mit Gewalt der Waffen aufgedrungen. Ein zahlreiches Kriegsheer hielt den Boden der Republik besetzt. In seinem Gefolge kam eine Menge Bedrückungen und Plackereien, unter denen die Quellen des öffentlichen und Privatwohlstandes zusehends versiegten. Das Volk betrachtete die Franken als Feinde, und sein Haß gegen dieselben wurde durch die Leute, welche die neue Ordnung der Dinge gerne umgestürzt hätten, nicht bloß durch vergrößerte Darstellung dieser wirklichen Uebel, sondern durch Täuschungen aller Art täglich mehr aufgereizt. Es äußerte einen unbeschreiblichen Unwillen an der Seite derjenigen zu fechten, die es als Urheber der seit einem Jahre erlittenen Widerwärtigkeiten ansah.

Aus der ganzen Summe der angeführten Umstände ergab sich also dasselbe allgemeine Resultat: Abneigung gegen den Krieg. Nicht nur haben jene Gährungen, die bei der Einschreibung der jungen Leute zum Dienste und bei ihrem Aufgebote überall eintraten, den beinahe unwidersprechlichen Beweis dieser verkehrten Volksstimmung gegeben, sondern die über die wirklich aufgebotene Miliz im Laufe des Feldzuges gemachten Erfahrungen haben ihr Dasein nur zu sehr bestätigt.

Wenn aber einmal der Charakter und die Gesinnungen einer Nation den beschriebenen Gang genommen haben, ist sie unempfänglich für jeue herzerhebenden Gefühle für Freiheit und Vaterland, die sie zu großen Thaten beseelen und ihr eine wenigstens vorübergehende Größe aufnöthigen könnten. Es gibt dann nur ein Mittel, ihr einen kriegerischen Geist zu geben: eine vernünftige Disziplin, die dem gebändigten Unwillen Gehorsam

abzwingt, aber zugleich darauf Bedacht nimmt, das Ehrgefühl bei dem Soldaten wach zu rufen und ihn vermöge desselben über den Zustand einer bloßen Maschine zu erheben. Bei einer Miliz ist diese Disziplin schlechterdings nicht möglich; sie erfordert ausgebildete Offiziere und einen Kern von Soldaten, der von diesem Geiste beseelt ist und ihn auf die Rekruten bei ihrem Eintritte in das Corps überträgt. Sie hat also nur bei stehenden Truppen statt.

Helvetien hatte die schönste Gelegenheit, sich sogleich nach Herstellung seiner Einheit ein solches Truppencorps zu verschaffen. Es standen damals unter den Fahnen des Königs von Sardinien mehrere Schweizerregimenter, die aus einer Menge kriegserfahrener Offiziere und Soldaten zusammengesetzt waren, und die nichts sehnlicher wünschten, als die Dienste dieses Königs gegen diejenigen ihres Vaterlandes zu vertauschen. Ich trug in den ersten Monaten des Aufenthaltes der konstituirten Gewalten in Aarau auf ihre Zurückberufung in den Dienst der Republik an und suchte zu zeigen, daß es einem freien Volke nicht anstehen könne, Truppen in den Dienst eines Fürsten zu geben, und daß die veränderten Verhältnisse unsers Landes die Aufstellung regulärer Truppen erheischen. Allein mein Antrag scheiterte an den Klippen einer Politik, die, nach ihren Wirkungen zu urtheilen, bestimmt dahin abzuzwecken schien, Helvetien sogar die letzte Hoffnung einer künftigen Selbständigkeit und Unabhängigkeit abzuschneiden.[1])

Als darauf die Sicherstellung unserer Grenzen das Aufgebot der noch ganz ungebildeten und zum Theil nicht einmal ganz organisirten Landmiliz nothwendig machte, war noch ein Ausweg möglich, die Mängel dieser Einrichtung zu heben. Vier oder sechs Wochen vor dem Aufbruch hätte die für die aufzustellenden Truppen benöthigte Anzahl gedienter Offiziere und Unteroffiziere in Requisition gesetzt und nach der neuan-

---

[1]) Ueber diese Schweizerregimenter traf ein Gesetz der helvetischen Räthe vom 21. November 1798 die schließliche Verfügung, daß dieselben nach dem Begehren der fränkischen Regierung zu der italienischen Armee der fränkischen Republik stoßen und den Befehlen des Obergenerals dieser Armee untergeordnet sein sollen. (Tagbl. d. Ges. u. Dekr. II, S. 118.) Anm. d. Herausgebers.

genommenen fränkischen Ordonnanz in den Waffen geübt, die Soldaten aber durch Conscription aus allen Milizbataillonen gezogen werden sollen. Auf diesem Wege wäre es noch möglich gewesen, ein Truppencorps mit Schnelligkeit zu bilden, das dem Vaterland die erwarteten Dienste zu leisten fähig gewesen wäre. Statt dessen wurden die Milizbataillone, so wie sie waren, auf die Beine gestellt.

Schon das Aeußere dieser Truppen konnte keinen guten Erfolg erwarten lassen. Ihre Kleidung war im Ganzen genommen für den Soldatendienst unzweckmäßig[1]). Statt der Landmiliz eine der Landestracht so viel möglich sich annähernde und aus eigenen Produkten verfertigte Uniform zu geben, die jeder Bürger sich leicht und ohne große Kosten hätte anschaffen können, hatte ihr die Gesetzgebung eine Paradeuniform vorgeschrieben, deren Ankauf eine ebenso unnütze als drückende Auflage für den weniger wohlhabenden Mann ist und ihn eben dadurch außer Stand setzt, sich der Vorschrift des Gesetzes zu fügen. Die meisten Milizbataillone waren daher nicht nur nicht uniformmäßig, sondern nicht einmal so gekleidet, daß sie gegen das Ungemach der Jahreszeit und der kalten Nächte geschützt waren. In den beiden Bernerbataillonen hatten sogar mehrere Soldaten keine Hüte, sondern erschienen in weißen Kappen. In manchen Bataillonen waren die wenigsten Soldaten mit Tornistern versehen. Sie hatten die zur Abwechslung so nöthigen Kleidungsstücke nicht mitgebracht und wurden deßwegen bald die Opfer der Folgen ihrer ekelhaften Unreinlichkeit. Die Krätze, dieses durch seine ansteckende Eigenschaft bei einer Armee so fürchterliche Uebel, wurde in mehreren Bataillonen bald allgemein und machte viele Soldaten unfähig, die Waffen länger zu tragen. — Noch schlimmer stand es mit der Bewaffnung dieser Truppen. Die Flinten, selbst diejenigen nicht ausgenommen, die aus den Zeughäusern

---

[1]) „Taktloser Weise wurde die bei den Eliten allmählig einzuführende Uniform derjenigen des Linienmilitärs gleich gemacht und dadurch der rückhaltige Gedanke der französischen Generäle, aus diesen Milizen gelegentlich das Linienmilitär zu ergänzen, so ziemlich verrathen.“ Wilh. Meyer, Leben von Hotze, S. 210. Anm. d. H.

der Republik abgegeben wurden, waren meistentheils äußerst schlecht und zum Theil wirklich unbrauchbar. In allen den Bataillonen, die aus einer vorher entwaffneten oder unbewaffnet gewesenen Gegend herkamen, hatten die wenigsten Soldaten Patrontaschen. Sie waren genöthigt, die Patronen in den Säcken zu tragen, wo sie theils aus Mangel an Sorgfalt, theils durch das Reiben, theils durch die Nässe bald verdorben wurden. In einer Aktion hätte diese Art die Patronen mitzuführen durch Entzündung derselben für ein ganzes Bataillon sogar äußerst gefährlich werden können.

Es war leicht abzusehen, daß in dem Momente, wo die Republik für so manches dringende Bedürfniß zu sorgen hatte, für eine verbesserte Kleidung der Soldaten wenig Hoffnung übrig war. Unumgänglich nothwendig schien es mir dagegen, daß mit der größten Thätigkeit für bessere Bewaffnung gesorgt werde. Ich begnügte mich nicht damit, die Nothwendigkeit derselben dem Direktorium schon in meinem ersten Berichte von der Armee an das Herz zu legen; sondern ich forderte unmittelbar nach der beendigten Bereisung der Postenkette allen Bataillonschefs zu Handen des Generalstabs genaue Etats über den Zustand der Bewaffnung der ihnen untergebenen Truppen in einem Beschlusse ab, der in alle Theile derselben genau eintrat. Dem Generalstab trug ich auf, aus diesen Etats einen allgemeinen Etat der mangelnden Bewaffnungsstücke und Kriegsbedürfnisse zu verfertigen und mir denselben zu Handen der Regierung mitzutheilen. Allein meine wiederholten Bemühungen, denselben mit Beförderung zu erhalten, blieben fruchtlos aus Ursachen, die ich in der Folge beleuchten will. Sie konnten dem Kriegsminister erst einen Monat nachher zugeschickt werden. Die Antwort desselben war aber nicht besonders tröstend. Es hieß darin, daß Bürger Haas als Generalinspektor der Artillerie befugt sei, Alles was die Armee bedürfe aus den Zeughäusern der Republik zu verlangen. Allein in den letztern war von Allem, was der Armee vorzüglich nöthig war, wenig oder nichts zu finden.[1])

---

[1]) Zur Erklärung dieser Thatsache kann beitragen, was W. Meyer, Leben von Hotze, S. 208, berichtet: „10,000 französische Rekruten wurden aus den schweizerischen Zeughäusern bewaffnet und auf Kosten der Schweiz gekleidet.“ Anm. d. H.

Auch die Zusammensetzung der Milizen machte dieselben, im Ganzen genommen, untauglich zur Ausführung irgend eines großen und wichtigen Zweckes. Die Bataillone mußten nach dem Milizgesetz bezirksweise formirt, die Compagnien aus Contingenten zusammengesetzt werden, deren jede aus Einwohnern des nämlichen Ortes bestand. Nichts ist aber der Bildung der Miliz zu Soldaten nachtheiliger als eine solche Formation. Der Lokalgeist eines jeden Dorfes wird dadurch in jeder dieser militärischen Abtheilungen erhalten und ist eine beständige Quelle der Insubordination und des Aufruhrs. Die Offiziere haben die Achtung des Soldaten nicht, weil der letztere unter der Epaulette nicht den Offizier, sondern bloß den Nachbar erblickt, den er vorher weder geachtet, noch gefürchtet hatte. Der Offizier darf seine Pflicht nicht thun, weil er weiß, daß die Rache seines Untergebenen ihn gewiß zu Hause erreichen wird, wenn sie seiner schon im Felde verschont.

Die Wahl der Offiziere und Unteroffiziere war im Ganzen genommen äußerst schlecht ausgefallen. Die meisten unter ihnen hatten von ihren militärischen Pflichten auch nicht den geringsten Begriff. Sogar bei den Bataillonschefs war dieß der Fall. Mehrere dieser letztern waren gänzlich unwissend in Allem, was den Dienst betraf. Sie kannten keine Kriegsübungen, sie wußten nichts von dem, was man unter dem Namen der Disziplin begreift, sie besaßen auch nicht einen Funken jenes Talentes, das zur Führung vorzüglich einer nicht regulirten Truppe so nothwendig ist. Einigen gebrach es sogar an dem Willen oder an der Fähigkeit, etwas zu lernen. Aber dieß Alles konnte möglicher Weise nicht anders sein. Das Gesetz über die Errichtung der Miliz verband nur die unverheiratheten Bürger zum Dienst. Diese Disposition hielt beinahe alle helvetischen Bürger von der Armee fern, die sei es in auswärtigen Diensten oder doch bei der Miliz selbst sich reiche Kenntnisse erworben hatten. Hiezu trat noch die in gewissen Fällen nöthige, aber in diesem Falle zu weit getriebene Ausschließung derjenigen, die man nicht für Patrioten hielt. Mir ist ein Bataillon bekannt, in dem in diesem Feldzuge Männer, die in auswärtigen Diensten als Offiziere gestanden und mehrere Feld-

züge auf ehrenvolle Art mitgemacht hatten, als Gemeine unter einem Bataillonschef und unter Offizieren standen, die ihrer Lebtage nicht einmal mit einer Milizkompagnie auf einem Exerzierplatz manövrirt hatten.

Es ergibt sich aus diesen Thatsachen von selbst, daß die meisten Milizbataillone während des Feldzuges wenig oder keine militärische Bildung erhalten konnten, zumal es an den nöthigen Werkzeugen dieser Bildung, an geschulten Offizieren gebrach. Die Soldaten fühlten diese Unfähigkeit ihrer Vorgesetzten ebensowohl als ihr eigenes Unvermögen, sich mit einem in die Kriegskunst eingeweihten Feinde zu messen. Selbst denjenigen, die voll des besten Willens waren, fehlte das Vertrauen auf ihre Offiziere und vorzüglich jene Zuversicht auf sich selbst, die bei den Soldaten die Quelle des persönlichen Muthes und der Tapferkeit ist.

Diese Unbrauchbarkeit eines großen Theiles der Miliz war mir keinen Augenblick entgangen. Die wahren Hoggartischen Gruppen, die nach meiner Ankunft bei der Armee täglich unter meinen Augen vorbei defilirten und mir bald unwillkürliche Erschütterung des Lachens, bald Thränen des Unmuthes und der Verzweiflung auspreßten, überzeugten mich, daß es eines allgemein durchgreifenden Mittels bedürfe, dieselben zu Soldaten umzuformen. Ich schrieb darüber an das Direktorium und legte ihm Vorschläge vor. Ich forderte die Zusammenziehung der bereits im Felde stehenden Truppen in eines oder mehrere Lager, ihre Amalgamation, ihre gemeinschaftliche Bildung zum Dienst und als vorläufige Bedingung die Requirirung einer mit der vorhandenen Truppenzahl im Verhältniß stehenden Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren, die zuerst mit der Ordonnanz bekannt gemacht und nachher zur Instruktion der im Lager stehenden Truppen gebraucht werden sollten. Das Direktorium schien diesen Vorschlag zu billigen. Es wies ihn dem Kriegsminister zur Untersuchung zu und gab mir den Auftrag, inzwischen mit den fränkischen Generalen über seine Ausführung zu unterhandeln. Der Kriegsminister gab die Zweckmäßigkeit meiner Vorschläge zu, allein er behauptete die Unausführbarkeit derselben, weil die zur Instruktion nöthigen Offiziere sogar während einer Frist von zwei Monaten nicht dazu gebildet werden könnten. Dessen ungeachtet gab er selbst die Nützlichkeit einer Zusammenziehung der Truppen

in ein Lager zu. Die fränkischen Generale dagegen wollten von dieser letztern Maßregel durchaus nichts hören. Sie handelten dem für Helvetien wie für andere kleine Republiken so drückenden System gemäß, von den Verbündeten Alles zu fordern, aber sie durchaus Nichts auf irgend eine Art leisten zu lassen, das sie in den Stand setzen könnte, für ihre Ehre, Würde und Unabhängigkeit ein Wort mitzusprechen. Es fehlte zwar auch nicht an Vorschlägen von ihrer Seite. So gaben sie uns z. B. den Rath, die Truppen, die meist auf den Vorposten standen, unmittelbar auf diesen letztern selbst in den Waffen sich üben zu lassen. Jeder Posten sollte in dieser Absicht in zwei untereinander abwechselnde Hälften getheilt werden, davon die eine bivouaquiren und die Wache versehen, die andere aber rückwärts des Postens in Baracken kampiren und während der Zeit ihres Aufenthaltes in denselben gebildet werden sollte. Ungeachtet ich an gutem Erfolg dieser Maßregel zweifelte, theilte ich den Rath dennoch dem General Keller mit und ersuchte ihn, denselben bei der Armee in Ausführung zu bringen. Allein es geschah nur bei einem Theil der längs dem Bodensee liegenden Division der Schweizertruppen, die unmittelbar unter seinem Befehle stand. Um die übrigen scheint er sich wenig bekümmert zu haben.

Wirklich zähle ich die Ernennung dieses Mannes zum Obergeneral unter die größten Uebel, die der Republik in diesem Feldzug widerfahren sind. Die helvetische Armee hätte einen Chef nöthig gehabt, den seine Talente in den Stand gesetzt hätten, dieselbe von Grund aus zu organisiren, dessen Thätigkeit unermüdlich gewesen wäre, die großen Fehler zu verbessern, die jedes Rad dieser unbehülflichen Maschine an seinem Gange hinderten, und der durch sein Beispiel in der Aufopferung jedes Genusses und durch seine Tugenden sich des Zutrauens und des Gehorsams seiner so schwer zu führenden Truppen hätte versichern können. Helvetien besaß vielleicht unter der großen Zahl von Offizieren, die ehemals in auswärtigen Diensten gestanden hatten, einige Männer dieser Art. Allein der Revolutionsfanatismus entfernte sie entweder gänzlich aus dem Dienste des Vaterlandes oder verwies sie doch, wie Weber, auf bloß untergeordnete Stellen, wo ihre Thätigkeit und ihr Talent durch die Imbecillität ihres Chefs

und durch das Mißtrauen, das damals die Republik zu regieren schien, gänzlich gelähmt wurden.[1]) Keller hatte keinen von jenen Vorzügen. Er besaß zwar einige praktische Kenntnisse im Kriegswesen, wie sie in der französischen Armee beinahe allen Offizieren, selbst denen der untern Grade, geläufig sind. Aber dieses an sich zu der Stelle eines Obergenerals nicht hinlängliche Verdienst wurde durch moralische Fehler aller Art[2]), durch Unthätigkeit und durch kindische Eitelkeit aufgewogen, die jedem guten

---

[1]) Kaum vier Tage, ehe Weber den schönen Tod für sein Vaterland starb, hatte irgend ein hinterlistiger Bube dem fränkischen Obergeneral gesagt oder geschrieben, Weber verdiene kein Zutrauen, er sei Koburg's Adjutant gewesen. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Verläumder noch lebt und nie so wie Weber sterben wird. — (Weber hatte früher in holländischem Dienst gestanden und war Adjutant des Prinzen von Oranien gewesen. Anm. d. H.)

[2]) Ich rechne hieher: 1. Seine Unsittlichkeit, die er ohne Scheu im Angesicht des Publikums sich zu Schulden kommen ließ. Er besuchte übel berüchtigte Häuser am hellen Tage, zuweilen mit ganzer Suite. 2. Seinen unbändigen Hang zum Trunke. Am ersten Abend nach meiner Ankunft bei der Armee wollte ich wichtige Geschäfte mit ihm abthun. Er war ganz betrunken. Am folgenden Morgen erklärte ich ihm geradezu, er solle sich hüten, sich je wieder in diesem Zustand betreten zu lassen, sonst werde ich auf der Stelle von meinen Vollmachten gegen ihn Gebrauch machen. Das half für einige Tage. Allein er ging bald darauf unter dem Vorwand, in der Nähe seiner Truppen zu sein, alle Nachmittage nach Rorschach, wo er, entfernt von seinem verhaßten Aufseher, seine Bachanalien ungehindert, ohne daß ich Etwas davon wußte, feiern konnte. 3. Keller log habituell und zuweilen sehr unverschämt. So berichtete er z. B. am 15. April dem General Ferino und mir von Münsterlingen aus die ganz falsche Nachricht, Constanz werde diese Nacht den Oesterreichern übergeben und er habe sich deßhalb von Kreuzlingen nach Münsterlingen zurückgezogen. 4. Die Ernennung Keller's zum Obergeneral hatte ihm den Kopf verdreht. Er affektirte einen lächerlichen Staat, ließ sich überallhin durch seine Adjutanten und durch Husaren, zuweilen auch die Musik der Legion begleiten. Er sagte mehrere Male in großen Gesellschaften: « **Je suis le général en chef des troupes Hélvétiques; je suis autant que Massena, je suis plus que Massena** ». 5. Am 23. Mai war ein allgemeines Vorpostengefecht. Massena selbst schlug auf dem linken Flügel die über den Rhein

Rathe, jeder Mahnung an seine großen Pflichten Ohr und Herz verschlossen. Er verdankte seine Stelle dem Rufe von Tapferkeit, den er sich durch die Affaire bei Ostende erworben hatte; aber selbst diesen Ruf schien er bei der helvetischen Armee überlebt zu haben.

Der Chef des Generalstabes, v. Salis-Seewis, einer der sittlich besten, redlichsten Menschen, die ich kenne, war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Es fehlte ihm dazu sowohl an Kenntnissen als an Thätigkeit. Er drehte Stunden lang an einer Phrase, unternahm zehn Geschäfte auf ein Mal und beendigte keines, und schien zu glauben, daß man auch im Felde nicht anders leben könne, als im häuslichen Kreis von Weib und Kindern. Er organisirte nicht einmal sein Bureau. Es fehlte in demselben an tüchtigen Köpfen und Händen.

---

gekommenen Oesterreicher zurück. Schon um 7 Uhr Morgens war der Lärm in Zürich allgemein. Dessen ungeachtet begleitete Keller seine Frau nach Baden, ohne irgend Jemand von seiner Entfernung Nachricht zu geben. Als ich Nachmittags vernahm, daß er zurück sei, begab ich mich zu ihm, in der Absicht, ihm seine Suspension wegen seines pflichtwidrigen Betragens anzukündigen. Ich traf ihn betrunken hinter der Flasche an. Er sagte mir nebst andern Thorheiten mehr: «**Les Autrichiens ont attaqué, moi seul .... je les battrai**». Ich entfernte mich, ohne weiter ein Wort zu verlieren, fertigte einige Befehle aus, um doch einige Nachricht von der Armee zu erhalten, und machte dem Direktorium Bericht über seine schändliche Aufführung, mit der Bitte, ihm das Commando abzunehmen und es Weber's würdigeren Händen anzuvertrauen. Keller hatte nachher die Unverschämtheit, in seinem Briefe an das Direktorium vorzugeben, am 23. Mai sei kein Schuß auf der Linie gefallen. — Noch mehr! Am Tage des Treffens bei Frauenfeld hielt sich Keller meist bei den Musikanten der Legion auf, die gewöhnlich eben nicht an der Spitze der Truppen marschiren. Während diese letztern sich bei Frauenfeld schlugen, saß er im Wirthshaus zu Islikon und aß und trank seiner Gewohnheit nach. Dessen ungeachtet wagte er in seinen Rechtfertigungsschreiben zu sagen, er habe sich an die Spitze der Schweizertruppen gestellt und sich wie ein Mann von Ehre und Pflicht betragen. (Durch kriegsgerichtlichen Spruch in Aarau wurde Keller am 24. Juli zur Entsetzung und einem Jahr Gefängniß verurtheilt und ging dann nach Frankreich zurück. W. Meyer's Hotze, S. 298. Anm. d. H.)

Die Generaladjutanten Weber, von der Weid und Clavel erfüllten ihre Pflichten mit gleich viel Eifer, Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit. Aber die Thorheiten des General Keller, die Nullität des Chefs des Generalstabes und die Unthätigkeit von beiden zusammengenommen verbitterten ihren Dienst. Sie waren ohne Mittel und konnten nicht so viel thun, als sie wünschten.[1])

Die Armee lag längs einer Linie von mehr als 25 Stunden meistentheils auf Vorposten bataillons- und hin und wieder kompagnieweise verstreut. Die erste Bemühung des Obergenerals hätte also sein sollen, diese abgesonderten Corps und ihre Stärke kennen zu lernen und sie mit dem Hauptquartier in Verbindung zu setzen. Dazu hatte Keller bei meiner Ankunft in St. Gallen auch nicht einen einzigen Schritt gethan. Ich hielt es für meine erste Pflicht, alle Kräfte aufzubieten, um diesen so nothwendigen Punkt zu berichtigen. Ich bereiste selbst vom 1. bis 15. April den größten Theil der Postenkette, lud den General ein, die ganze Armee in Divisionen einzutheilen und jede derselben unter das Kommando eines Generaladjutanten zu stellen. Mit vieler Mühe brachte ich diese Eintheilung in Divisionen zu Stande, und in Folge derselben kommandirte Weber die im Kanton Zürich stehenden Truppen, von der Weid diejenigen, die am Bodensee standen, Clavel die in das Rheinthal verlegten Milizen. Ich ließ durch den Generaladjutanten Weber Vorschriften zu den verschiedenen Arten von Situationsetats und Rapporten entwerfen, und faßte einen Beschluß ab, der die bestimmtesten Vorschriften über die Einsendung dieser Etats und Rapporte an die Generaladjutanten bei jeder Division und von diesen in das Hauptquartier enthielt. Ich ersuchte endlich den General, die Kommunikation zwischen den verschiedenen Corps

---

[1]) Weber, der eine Division von 7—8000 Mann kommandirte, hatte gebeten, daß man ihm den Bürger Briate, einen gedienten, verdienstvollen Offizier, als Adjutant beiordnen möchte. Ich unterstützte dieses Begehren bei dem Direktorium mit den kräftigsten Gründen; aber weder der verdienstvolle Weber noch ich erhielten darüber eine Silbe zur Antwort.

und dem Hauptquartier durch eine Kette von Cavallerieposten zu sichern. Allein diese Posten wurden nie ausgestellt, Keller bediente sich der Jäger zu Pferd lieber, um sie bei seiner Kutsche einher traben zu lassen. Auch die regelmäßige Einsendung der Etats und der übrigen Rapporte konnte ich nie erhalten. Meine täglich wiederholten Bitten um Vollziehung meines Beschlusses, meine Drohungen sogar, den General dafür verantwortlich zu machen, blieben unwirksam. Niemals war das Hauptquartier von der Stellung der Truppen nach einer bei denselben vorgegangenen Bewegung unterrichtet. Man vernahm ihren Aufenthalt bloß zufälliger Weise oder mußte sie durch Adjutanten recognosciren lassen. Nicht besser ging es mit den verschiedenen Rapporten über besondere Gegenstände, so Verzeichnisse der nicht zu den Bataillonen Gekommenen, der Desertirten, der Todten, Vermißten, Verwundeten, die ich von Zeit zu Zeit einfordern mußte. Ich habe auch nicht einen einzigen dieser Berichte erhalten können. Dem Auftrage des Direktoriums gemäß ließ ich zuletzt Einsendung dieser Rapporte und Etats unter Bedrohung militärischer Strafe gegen die Fehlbaren anbefehlen. Allein Unordnung, Mißmuth und Nachlässigkeit waren auf solchen Grad gestiegen, daß auch dieser letzte Versuch fruchtlos ablief. Die Schuldigen wurden nicht einmal angezeigt, und die Unfähigkeit, die Befehle auszuführen, war bis auf wenige rühmliche Ausnahmen so allgemein, daß es unmöglich war zu entscheiden, wo eigentlich der größte Fehler stak.

Außer dem Allem gebrach es auch an den erforderlichen Mitteln, um die Maschine im Gange zu erhalten. Wir hatten weder Geld noch eine gehörig organisirte Administration.

Das erste Bedürfniß eines Krieges überhaupt ist Geld. Die Herbeischaffung und Erhaltung aller Mittel, denselben zu führen, hängt gänzlich von der Möglichkeit ab, die dafür nöthigen Summen aufzubringen. Bei uns hätten dieselben umsoweniger fehlen sollen, da wir ein bloß aus Milizsoldaten bestehendes Heer in's Feld stellen mußten, wo die Strenge der Disziplin nicht möglich ist, wo sie also keinen auch nur vorübergehenden Mangel ersetzen kann und wo beinahe kein einziges Individuum

sich entschließen will, zum Besten des Vaterlandes auf irgend einen seiner angewöhnten Genüsse Verzicht zu thun. Die pünktliche Entrichtung des Soldes und die Versorgung der Armee mit allen Bedürfnissen, die ihre Ausrüstung, ihre Mobilmachung und ihr Unterhalt erfordern, sind bei Leuten dieser Art die nothwendigen Bedingungen, unter denen man sie noch einigermaßen zu Erfüllung ihrer Pflichten anhalten und für die Verabsäumung derselben verantwortlich machen kann.

Die Herbeischaffung der zu diesen Zwecken nöthigen Fonds setzt aber zwei Dinge nothwendig voraus: 1. Eine vorläufige genaue Bestimmung der aufzustellenden Truppenzahl und eine darauf gegründete Berechnung aller Kosten, deren Bestreitung dadurch nothwendig gemacht wird. 2. Die Versicherung der hiezu nöthigen Summen vermöge zweckmäßig gewählter uud leicht ausführbarer Mittel. Die Nothwendigkeit des einen wie des andern habe ich dem Direktorium zu zeigen gesucht. Allein es scheint nicht, daß jene Berechnungen je gemacht worden seien. Ich schließe dieß nicht bloß aus der unbestimmten Antwort des Direktoriums, sondern vorzüglich daraus, daß mehrere Repräsentanten durch die ungereimtesten Vorwürfe gegen Personen, die es nicht verdienten, ihre Unwissenheit über die Bedürfnisse der Armee öffentlich bewiesen haben. Den absoluten Mangel der gehörigen Mittel aber, die erforderlichen Summen aufzubringen, hat der Erfolg bewiesen.

Als ich zu der Armee kam, war dieselbe mit Ausnahme der im Kanton Basel aufgestellten Miliz bereits über 12,000 Mann stark. Sie wuchs durch die täglich aus dem Innern der Republik ankommenden Truppen auf mehr als 20,000 Mann an. Ich fühlte bald, daß die Unterhaltungskosten derselben über die Kräfte der Republik gingen. Ich ersuchte deßhalb das Direktorium nicht nur, ihre Anzahl auf eine der zu ihrer Verpflegung vorhandenen Hülfsmittel angemessene Weise herabzusetzen, sondern ich zeigte ihm bald nach meiner Ankunft in St. Gallen die Nothwendigkeit, die Auszügerbataillone der Kantone Zürich und Thurgau, die im ersten Augenblick insgesammt zu den Waffen gegriffen hatten, in gleichem Maße zu entlassen, wie die Truppen aus den übrigen Kantonen

nachrückten. Allein das Direktorium untersagte damals geradezu alle Abdankung ohne vorherigen bestimmten Befehl von seiner Seite. Als darauf die Zürchermiliz ihre Unzufriedenheit laut äußerte, daß ihre sämmtlichen Auszügerbataillone im Feld stehen, während die innern Kantone bloß kleine Contingente geliefert hätten, reiste ich nach Luzern (29. April bis 4. Mai), um die Zustimmung zu dieser Reduktion auszuwirken. Als ich dieselbe erhalten hatte, unterhandelte ich darüber mit dem fränkischen Obergeneral und bewog ihn, das bei seiner Armee stehende helvetische Hülfscorps auf 10,000 Mann reduziren zu lassen. Ich entwarf den Plan hiezu und legte ihn dem Direktorium vor. Allein ich erhielt nicht einmal eine Antwort, und zudem hinderte das Anrücken der Oesterreicher, das den nahen Uebergang über den Rhein vermuthen ließ, die Ausführung dieses Planes.

Nach der von mir gemachten Berechnung beläuft sich der monatliche Sold und Unterhalt von 20 Bataillonen mit Inbegriff des Generalstabes, der Ingenieurs, des Kriegskommissariates und der drei zum Generalstab gehörenden officiers de santé auf eine Summe von l. 417,972. 10. Da aber bei dieser Berechnung die Cavallerie, Artillerie, Zeughäuser, die Munition, das Fuhrwesen und die Unterhaltung der Spitäler nicht inbegriffen sind, so glaube ich, daß Alles zusammengenommen wenigstens l. 500,000 erfordert. Statt einer Summe von beinahe einer Million Franken, die das Bedürfniß der Armee für zwei Monate erfordert hätte, wurden vom Kriegsminister im Laufe des April und Mai nicht mehr als l. 220,000 in die Kasse der Armee geliefert. Auf meine Anweisung hin erhielt dieselbe noch einen Zuwachs von l. 119,637. 97 aus den verschiedenen Kassen der nachher vom Feinde in Besitz genommenen Kantone. Von dieser Summe waren aber während der beiden Monate l. 93,061. 63 nicht disponibel aus Ursachen, die in den Kassenrechnungen angegeben sind. Es blieben daher zur Bestreitung der Ausgaben der Armee nicht mehr als l. 246,576. 63 übrig. Die Ausgaben, die der Kriegskasse auffielen, überstiegen also den Betrag ihrer Einnahme um mehr als zwei Dritttheile. Wenn auch die Anzahl der Truppen Anfang

April noch nicht 20,000 Mann betrug, waren noch beträchtliche Rückstände an Sold und Lieferungen aus dem Monat März zu bezahlen. Diese Thatsachen erklären wohl mehr als genug, warum die Truppen so große Rückstände an Sold zu fordern hatten und über seine Nichtbezahlung murrten. (Es folgen zur Widerlegung der gegen Kuhn selbst erhobenen Vorwürfe und ausgestreuten Verläumdungen noch spezielle Angaben über die einzelnen Geldbezüge und seine vielfältigen, größtentheils fruchtlosen Bemühungen, mehr Geld für die Kriegskasse zu erhalten.)

Die Unterhaltung einer Armee hätte aber nicht bloß Geld, sondern vorzüglich auch eine gut eingerichtete Administration, einen Inbegriff von Anstalten zu ihrer Mobilmachung und Verpflegung, eine Reihe von systematischen, unter sich übereinstimmenden Einrichtungen erfordert, die nicht bloß auf die Anzahl der Truppen und ihre Bedürfnisse, sondern auch auf die Art derselben, auf ihren moralischen und physischen Zustand, auf ihre Organisation und auf die Mittel hätten berechnet sein müssen, die das Land zur Erreichung dieser Zwecke darbieten konnte. Der Umstand insbesondere, daß die sämmtlichen Angestellten bei der Administration der Armee in ihrem Fache ganz neu, ohne Kenntniß und Erfahrung waren, erheischte darüber hinaus noch die Ertheilung bestimmter und deutlicher Anweisungen über die Funktionen eines jeden Grades mit genauen Vorschriften über die Form der zu machenden Rechnungen, Bons und dergleichen. Von allem diesem war nicht ein Schatten vorhanden. Das Kriegsministerium hatte sich damit begnügt, dem Generalkriegskommissär Mehlem die Administrationsgesetze der französischen Armee bei seiner Abreise zu den Truppen in den Sack zu geben, eine Sammlung, die unstreitig eine reiche Ernte von vortrefflichen Grundsätzen und Verfügungen darbietet, die aber in ihrer jetzigen Form für das helvetische Kriegswesen schlechterdings nicht anwendbar sind. Ein heller, weitumfassender Kopf kann dieselben vielleicht einmal unter gehöriger Rücksicht auf die oben angegebenen Forderungen unserer individuellen Verhältnisse und mit darauf berechneten Modifikationen für uns brauchbar machen. Aber diese Leute sind selten. Der Bürger Generalkriegskommissär Mehlem gehörte nicht in ihre Zahl.

Der Mangel an fähigen Männern war bei der Administration noch allgemeiner als unter den Truppen. Mehlem besaß die erforderlichen Kenntnisse und Talente nicht, die Summe der nöthigen Anstalten zu übersehen, nicht hinlänglichen Grad von Scharfsinn, die dem jedesmaligen Bedürfniß angemessenen Mittel zu finden, nicht Thätigkeit genug, um jeden Zweck mit der nöthigen Anstrengung zu verfolgen. Die ihm untergeordneten Kriegskommissäre waren eben so neu und unerfahren wie er in den verschiedenen Zweigen ihrer Geschäfte. Zudem wurden sie erst späterhin angestellt. Noch geraume Zeit nach der Ankunft des Generalkriegskommissärs mußte die Verpflegung der Armee wegen Mangels solcher Unterbeamten durch die Kantons- und Distriktkommissäre besorgt werden. Die Quartiermeister und Fouriere waren meistentheils ganz unwissend in Allem, was ihren Dienst betraf, zum Theil auch nachlässig in Erfüllung ihrer Pflichten.

Der Oberzahlmeister der Armee, Leuthold, war beinahe der einzige Mann, der genaueste Pünktlichkeit und Ordnung in der Führung seiner Geschäfte beobachtete. Aber er quälte mich oft mit unnützen Bedenklichkeiten und schien überhaupt nicht weit über den engen Gesichtskreis seiner sorgfältigen Buchhaltung hinauszusehen. Soweit das Rechnungswesen der Armee von diesem braven Manne abhing, stehe ich für die Genauigkeit und Tüchtigkeit desselben ohne Bedenken gut. Er bezahlte nie anders als zu Folge der Ordonnanzirungen des Kriegskommissärs und des Ordonnateurs en chef und führte über alles sehr genaue Rechnung. Aber eben diese Ordonnanzirungen wurden nicht mit derjenigen Ordnung und unter solchen Formen ertheilt, die einzig eine genaue Comptabilität möglich machen. Aus dem Verhör, welches die zu Untersuchung der Administration der Armee niedergesetzte Kommission mit dem Bürger Mehlem vorgenommen hat, ergab sich, daß er über seine Ordonnanzirungen kein Journal und ebensowenig eine Berechnung über die für den Generalstab ausgestellten Bons geführt hat. Ich gestehe, daß mir eine solche Nachlässigkeit zu unverantwortlich schien, um mir sie jemals auch nur als möglich vorzustellen.

Ein zweiter die Comptabilität äußerst verwirrender Punkt war der, daß den meisten Bataillons immer nur bloße à compte-Zahlungen auf ihren Sold gemacht und keine Abrechnungen mit ihren Quartiermeistern geschlossen wurden. Die Quelle des Uebels lag darin, daß den Bataillonsquartiermeistern bei ihrem Ausrücken in's Feld keine Bataillons- und Compagnie-Pretlisten gegeben wurden, um auf dieselben ihre Rechnungen zu tragen und sich nach Ausweis derselben bezahlen zu lassen. Der Kriegsminister überschickte dem Generalkriegskommissär bloß eine unbedeutende Anzahl Exemplare mit der Weisung, dieselben nachdrucken zu lassen, was sich dann aber sehr in die Länge zog. Eine Abrechnung mit den Quartiermeistern kam trotz aller Vorstellungen und Mahnungen nie zu Stande.

Eine dritte zur Richtigkeit des Rechnungswesens dringend nothwendige Maßregel besteht in der Zählung der Mannschaft durch Kriegskommissäre. Durch den anfänglichen Mangel an Kriegskommissären wurde sie verhindert, und auch als nach dem Rückzug hinter die Töß die durch das Treffen und Desertionen erlittenen Verluste neue Etats der Bataillone schlechterdings nothwendig machten, fand der hiefür dem Bürger Mehlem von mir ertheilte Auftrag keine Vollziehung.

Noch elender sah es mit den Anstalten zu Verpflegung der Armee aus. Es waren zwar noch beträchtliche Vorräthe vorhanden, um daraus das nöthige Brot für dieselbe verfertigen zu lassen. Ein Verzeichniß dieser Vorräthe war dem Generalkriegskommissär vor seiner Abreise zur Armee durch den Minister des Innern zugestellt worden. Das Direktorium hatte dieselben zu seiner Disposition gegeben, dessen ungeachtet litten die Truppen sehr oft Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen und waren zuweilen mehrere Tage ohne Brot. Zum Theil lag die Schuld wohl in der Unthätigkeit des Generalkommissärs, in seinem Mangel an Fähigkeiten, in der Unzulänglichkeit seiner Anstalten und in der Einschränkung derselben bloß auf einzelne Theile der Armee. Allein es wäre ungerecht, ihn einzig mit der Schuld des Mangels zu beladen, den die Truppen in verschiedenen Zeitpunkten leiden mußten. Ein großer Theil derselben muß auch auf Rechnung des durchgängigen Mangels an Mitteln aller

Art geschrieben werden. Ich will des Geldes, das oft zu den dringendsten Zahlungen an Bäcker und Fleischer gänzlich fehlte, hier nicht weiter erwähnen. Aber folgende Thatsachen kann ich nicht mit Stillschweigen übergehen.

Vor dem Rückzuge hinter die Töß lag eine der hauptsächlichsten Ursachen der schlechten Versorgung der Truppen in der großen Zerstreuung der Posten auf einer Linie von 25 bis 30 Stunden. Die Vertheilung der Lebensmittel wurde dadurch äußerst erschwert. Nur ein Mittel war übrig, die Truppen gehörig mit denselben zu versehen, die Anlegung kleiner Distributionsmagazine auf einer beträchtlichen Anzahl von schicklichen Communikationspunkten längs der Linie. Ich schlug diese Maßregel dem Bürger Mehlem vor; aber sie ward nicht ausgeführt. Sodann machte der Mangel sicherer Situationsetats unmöglich, die Verpflegungsanstalten genau auf die wirkliche Anzahl der Truppen einzurichten. Die Nachlässigkeit der Bataillonschefs in Einsendung ihrer Rapporte, der Quartiermeister und Fouriere in Abholung der Lebensmittel brachten oft die Truppen um den ihnen bereits bestimmten Vorrath. Der gänzliche Mangel eines eigenen Fuhrwesens bei der Armee war ein dritter Grund ihrer Nichtversorgung. Die in der Gegend, wo die Truppen standen, vorhandenen Fuhrwerke waren gewöhnlich durch die Franken in Requisition genommen. Die Zufuhr zu der helvetischen Armee oder zu einzelnen Theilen stockte daher oft mehrere Tage nach einander. Auch diesem Uebel suchte ich abzuhelfen. Ich forderte nicht nur gleich zu Anfang meines Aufenthaltes bei der Armee die Etats der bei jedem Bataillon stehenden Fuhrwerke ein, sondern ich gab wenige Tage nachher eine provisorische Verfügung über das Fuhrwesen heraus, der wir nachher die Rettung der auf den Batterien längs der Linie stehenden Kanonen bei dem Rückzug hinter die Töß verdankten. Ich machte zugleich dem Direktorium einige Vorschläge über die Einrichtung des Fuhrwesens, die nachher von den gesetzgebenden Räthen sanktionirt, aber so wie manches andere Gesetz nicht vollzogen wurden. Endlich schlug ich dem Generalkriegskommissär verschiedene Maßregeln vor, um sich eine gleichförmige successive Zufuhr zu-

zusichern. Zuletzt lag eine vierte Quelle des Uebels auch darin, daß die Armee keine eigene Feldbäckerei hatte. Das Brot für die Truppen mußte durch die Bäcker des Orts, wo die Distribution statt hatte, verfertigt werden. Dies reichte sehr oft für das Bedürfniß der Armee und der Einwohner nicht zu, und zudem wurden diese Bäcker zuweilen von den Franken in Requisition gesetzt. Um dem Mangel der zur Zubereitung des Brotes nöthigen Hände vorzubeugen, gab ich dem Generalkriegskommissär die Vollmacht, die unter den Auszügern befindlichen Bäcker in Requisition zu setzen.

Allein die Truppen klagten nicht bloß über Mangel, sondern auch über schlechte Beschaffenheit des Brotes. Ich überzeugte mich von der Wahrheit dieser Beschwerde durch eigene Untersuchung und es zeigte sich, daß die Schuld zum Theil zwar in fehlerhafter Verarbeitung, zum Theil aber auch in der schlechten Beschaffenheit des Stoffes, nämlich der gedörrten Früchte lag, die aus den Magazinen von Zürich für die Armee geliefert wurden. Es ward daher die Verfügung getroffen, daß das Mehl dieser letztern nie anders als mit einem Zusatz von Mehl aus neuen Früchten gebacken werden sollte, eine Mischung, aus der ein gutes Brot verfertigt werden konnte.

Indessen fühlte ich lebhaft, daß partielle Hülfsmittel nie hinreichen würden, alle diese Uebel mit der Wurzel zu heben, und daß Einheit und Ordnung in der Administration nur auf dem Wege des einzig durchgreifenden Mittels einer alle Zweige derselben umfassenden Organisation hergestellt werden könnte. Zugleich hatte ich aber Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß ich eine solche Arbeit von der Hand, von der sie von Rechtswegen hätte unternommen werden sollen, von dem Kriegsministerium nicht erwarten konnte. Ich faßte daher den Entschluß, selbst Hand an dieses Werk zu legen. Ich widmete demselben in St. Gallen jeden Augenblick, den mir die Erfüllung meiner andern Amtspflichten übrig ließ. Allein nach der Verlegung des Generalquartiers nach Zürich vervielfältigten sich meine übrigen Geschäfte so sehr, daß mir zur Vollendung dieser Arbeit schlechterdings keine Zeit mehr übrig blieb.

Nach dieser Darstellung des Zustandes der Armee ist die gänzliche Auflösung derselben in den letzten Wochen des Mai und zu Anfang des Juni kein Räthsel mehr. Allein die angeführten Gründe der Auflösung sind nicht die einzigen. Die Truppen wurden von unsichtbarer Hand auf allen möglichen Wegen bearbeitet, vorzüglich diejenigen, die durch Zürich zogen. Die Wirkungen ihres Aufenthaltes daselbst äußerten sich oft schon am Tage nach ihrer Ankunft durch eine unverhältnißmäßige Desertion. Nach dem Rückzuge der Armee hinter die Glatt und vielleicht schon vorher schlichen sich Väter und Freunde der Milizsoldaten aus den vom Feinde besetzten Gegenden Nachts in die hierseitigen Postirungen, brachten ihnen Bauernkleider und verleiteten sie zur Desertion. Selbst die gefangenen Auszüger wurden vom Feinde auf Umwegen zurückgeschickt und als Werkzeuge der Verführung bei ihren Landsleuten gebraucht. Endlich diente die Straflosigkeit derjenigen, die schon früher von ihrem Bataillon entflohen oder dem Rufe des Vaterlandes gar nicht gefolgt waren, Manchem zum Vorwand seiner feigherzigen Verlassung der Fahne.

Ich hatte schon in einem meiner frühern Briefe an das Direktorium die Nothwendigkeit vorgestellt, die Auszüger, die nicht zu ihren Bataillonen gekommen waren oder dieselben nachher verlassen hatten, durch Strenge zurück zu bringen. Allein die hierüber gefaßten Beschlüsse blieben ohne Kraft. Als nach dem Rückzuge hinter die Töß die Desertion weiter um sich griff, schrieb ich den Statthaltern der Kantone Baden, Aargau, Zürich, Luzern, Solothurn und Bern, sie sollen die Flüchtlinge der Armee aufgreifen und unter militärischer Bedeckung wieder zu derselben zurück führen lassen. Allein die allgemeine Krise, in der sich die Republik befand, vereitelte auch diese letztere Maßregel. Die Allgemeinheit der Desertion, der gerechte Vorwand, den jeder Schuldige in der Nichtbezahlung des Soldes und in dem Mangel an Lebensmitteln zur Beschönigung derselben fand, und die unzweckmäßige und unkluge Härte der in der Hitze eines revolutionären Fiebers dagegen erlassenen Strafgesetze machten gerichtliche Ahndung und Abschreckung durch Strafe schlechterdings unmöglich. Ich versuchte, wiewohl vergeblich, das gelindere Mittel des Zuspruchs, des

Bittens und der Vorstellungen. Ich begab mich zwei Mal in die Mitte aufrührerischer Bataillone und suchte sie wieder zu ihrer Pflicht zurück zubringen. Aber der Volksgeist war allgemein so verdorben, die Auflösung aller Ordnung so groß und alles Pflichtgefühl so erloschen, daß kein Aufhalten des Stromes mehr möglich war.

Mitten in diesen fürchterlichen Stürmen, diesen jammervollen Scenen des Unglücks, die von allen Seiten über mein armes Vaterland hereinbrachen, hob indessen das kraftvolle Ausharren der Wenigen, die aller Verführung trotzten und mit unerschütterlicher Standhaftigkeit dem Rufe ihrer Pflicht gehorchten, meinen oft gesunkenen Muth. Ich zähle hieher neben jenen biedern Männern, die ich schon erwähnt habe, die im Feld zurückgebliebenen Reste mehrerer Bataillone, vorzüglich derjenigen des Leman. Der Geist des Volkes ist in diesem Kanton überhaupt anders als in den meisten übrigen Theilen der Schweiz. Die Wahl der Offiziere war daselbst im Ganzen genommen besser als in diesen letztern ausgefallen. Man hatte dabei Männer von Kenntnissen und Talenten hervorgezogen und sogar Verstand genug gehabt, die kleinlichen Rücksichten jenes Mißtrauens bei Seite zu setzen, das aus der Herkunft, aus den ehemaligen Verbindungen, den vielleicht längst zerrissenen Verhältnissen eines Mannes geschöpft wird, statt denselben nach seinem Kopf und Charakter, seiner Brauchbarkeit für den Dienst der Republik zu beurtheilen. Bürger Direktoren! Ich wollte meine Feder nicht niederlegen, ohne nochmals als Gegenstück des von mir entworfenen Schauergemäldes diese rühmlichen Ausnahmen zu erwähnen und aus meiner innigsten Ueberzeugung die Erklärung niederzuschreiben, daß diese braven Leute den Dank des Vaterlandes verdient haben.

Republikanischer Gruß und Hochachtung.

Kuhn, Repräsentant."